P. o. germ.
2020
a/8

Ꝯ. germ. 2020 a (8

15 1069
15

P. o. germ. 2020a
(8

Aloy's Blumauer's

sämmtliche Werke.

Achter Band.

2. A. in 2 Bden.
Wien. 1830 = ad

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

BIBLIOTHEK LESSING.

Prosaische

№ 15

Aufsäße

von

Aloy's Blumauer.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

G/62/1182

84 B

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I.

Des Maurers Wort, eine Rede von Br. B***r. = = = = = = S. 1

II.

Rede über den Charakter des Maurers von Br. B***r. = = = = = = = 9

III.

Rede über die Leiden und Freuden des menschlichen Lebens von Br. B***r. = = = 16

IV.

Ueber den Kosmopolitismus des Maurers, eine Rede von Br. B***r. = = = = 23

V.

Versuch einer Geschichte der alten Ritterschaft, in Bezug auf die Freymaurerey. Ein Fragment von Br. B***r. = = = = = 31

Inhalt.

VI.
Erste Spuren der Ritterschaft und festgesetzte Epoche derselben = = = = S. 37

VII.
Erziehung der Ritter. Edelknabenstand und Knappenstufe = = = = = = = 65

VIII.
Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur von Blumauer = = = 98

I. Des

Prosaische Auffätze.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Des Maurers Wort,

eine Rede

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, ersten Jahrgangs erstes Vierteljahr.

Das Wort des Maurers ist kurz, wahr, und heilig wie ein Schwur. An diesen drey Eigenschaften, meine Brüder, erkennt man die Rede des Maurers, eh noch Zeichen, Wort, oder Griff ihn ankündigen. Sie liegen in dem Wesen des Charakters, den er trägt, sie sind die Beweise seines höhern Seelenadels, die Documente seiner Redlichkeit, die Grundpfeiler des Vertrauens seiner Brüder, — und der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung.

Das Wort des Maurers ist kurz. Er ist im Umgange weder ein Vielsprecher, noch Schönsprecher. Seine Rede ist gediegen Gold, schwer an Inhalt; seine Worte sind echte, gute, gangbare Münze; ist es ein Wunder, wenn er damit Haus hält? Der Mann, dessen Rede ohne Gehalt ist, dessen Worte Eyerschalen sind, aus denen der Inhalt herausgeblasen ist, hat nicht Ursache damit zu kargen; er muß verschwenderisch in Worten seyn, um ihren Mangel an Gewicht durch die Anzahl zu ersetzen. Und was kostet ihm auch das Bischen gepreßte Luft aus seiner Luftröhre, das als Seifenblase aus seinem Munde fährt, und an dem nächsten Ohre zerpuft? Der Maurer ist auch kein Schönsprecher. Seine Rede ist nackt, wie seine Seele, offen und durchsichtig, wie sein Herz, schlicht und gerade, wie er selbst. Seine Gedanken sind nicht lichtscheu, was sollt' er sie mit Nebel umhüllen; seine Absichten nicht schwarz, — was sollte er sie übertünchen? Seine Empfindungen empfunden, — was sollt' er Komödie damit spielen? Der Heuchler, dessen Seele mit seinen Worten immer im umgekehrten Verhältniß steht, zieht um seine Gedan-

danken einen Dunstkreis, der den Blick des Forschenden auffängt; seine Absichten sind Eulen, die nur bey Nacht fliegen, und seine Empfindungen das Wetterleuchten der Kunst. Ist es nun ein Wunder, wenn er seine Worte schminkt und aufputzt, wenn seine Rede einhergeht, wie die Schlange in hundertfältigen Krümmungen, und sich wie diese bey eines Menschen Anblick in einen unauflöslichen Knoten zusammen schlingt? — Der Maurer hat gelernt, mit Nachdenken zu sprechen, kann er da schwatzen? Er kennt den engen Raum, der alle menschlichen Kenntnisse umschließt, kann er sich da einfallen lassen, über alles in einem entscheidenden Tone zu sprechen? Er ist an Behutsamkeit und Vorsicht gewöhnt, wird er da seiner Zunge nicht Wächter stellen? Er ist ein Mann im edelsten Sinne des Wortes, wird er da plappern, wie ein Kind? und endlich hat er schweigen gelernt, schweigen, wie die Mauern seines Tempels, wird er da je zum Sklaven seiner Zunge werden? Ja, meine Brüder! das Wort des Maurers stirbt auf der Zunge, sobald die Pflicht ihm den Mund sperrt; aber es würde, wenn er

auch sprechen darf, lieber sterben, eh es in Gestalt einer Lüge seine Lippen entehrte; denn

Des Maurers Wort ist wahr! Der Maurer liebt die Wahrheit, ihr widmet er sein ganzes Leben, ihr huldiget er bey seinem Eintritt in den Orden, ihre Pfade sind es, auf denen er wandelt, ihr himmlisches Licht ist es, zu dem er über alle Felsengebirge der Wissenschaften hinanklimmt; sie ist es, der er sich mit der Sehnsucht eines Liebenden stuffenweis nähert, sie ist es, von der er jeden Strahl, den sie ihm zuwirft, mit gieriger Seele auffängt, sie ist es, in deren näherem, ungehindertem Anschauen er seine ganze Glückseligkeit setzt: und seine Worte sollten nicht der Abglanz einer wahrheitliebenden Seele seyn? Seine Seele sollte nicht gerade seyn, wie der Lichtstrahl seiner Göttinn, nicht rein, hell und unbenebelt, wie ihr Antlitz? Seine Worte sollten die Gedanken seiner Seele nicht eben so getreu abmahlen, als der zurückprallende Lichtstrahl den Gegenstand in dem Auge des Sehers? Seine Seele, die nur nach Klarheit strebt, soll schwarze Lügen brüten, und die Wahrheit morden? Und warum soll jedes seiner Worte nicht wahr seyn?

Nennt

Nennt er nicht die, mit denen er spricht, Brüder? Darf er fürchten, daß sein Wort in ihrer Seele Gift wider ihn werde? Weiß er nicht, daß das Geheimniß der Maurerey, und das dem Bruder anvertraute Wort einerley Siegel habe? Bürgt das Grundgesetz einer allgemeinen Gleichheit ihm nicht auch für das Recht der Freymüthigkeit? Hat er Ursache, seine Rede zu übergolden, und sein Wort auf den Zehen in das Ohr des Bruders gehen zu lassen? — Ja, meine Brüder, wenn der Maurer nicht wahr spricht, nicht wahr sprechen kann, so gibt es keine Wahrheit unter den Menschen.

Aber des Maurers Wort kann nicht wahr seyn, wenn es nicht auch heilig ist. Der Maurer spricht wahr, und hält auch, was er spricht. Sein Wort ist That und sein Ja Schwur. Jedes seiner Versprechen ist ein Wechselbrief an sein Herz, den es nie abläugnet, ausgestellt zu haben, und oft zahlt, eh der Termin verflossen ist. Sein Richter ist die Ehre, und sein Verdammungsurtheil wäre Tod — Tod in dem Zutrauen seiner Brüder, Tod in dem Vertrauen der ganzen Gesellschaft. Würde er wortbrüchig, so wä-

re sein Wort bey den Brüdern das Wort eines Narren, ohne Kraft, Sinn und Bedeutung, ein leerer Schall, der im Ohre des Hörenden stirbt. Und warum soll der Maurer nicht Wort halten? Ist er nicht Ritter? Trägt er allein diese Pflicht? Hält jeder Bruder, dem er sein Wort gibt, es ihm nicht wieder? Werden ihm nicht für ein Wort, das er hält, tausende gehalten? Gewiß, meine Brüder, ehe müssen Rechtssprüche, Eide und Namensunterschriften ihre Kraft verlieren, ehe das Ehrenwort des Maurers unkräftig wird.

Worte sind der Commentar zur Erkenntniß der menschlichen Seele, bekannte Zahlen, aus denen sich der unbekannte innere Werth des Menschen ergibt; daher sagt man zum Menschen: Rede und du bist! Sagt dieß dem Maurer, meine Brüder, und ihr werdet ihn an der Inhaltvollen Kürze seiner Rede, an der Wahrheit seiner Worte, und an der Heiligkeit seiner Versprechen nie verkennen. Und so, wie des Maurers Wort, war der Inhalt meiner heutigen Rede — kurz, wahr, o möchte er euch, geliebte Brüder, auch heilig seyn!

II.

II.

Rede

über den Charakter des Maurers

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, ersten Jahrgangs erstes Vierteljahr.

Kein Geschöpf ist so vieler Modificationen, so vieler Verschönerungen und Verunstaltungen, so einer Vervollkommnung und Herabwürdigung fähig, — als der Mensch. Jeder Stand, jede Lage drückt ihm ihre Formen ein, er ist an die Verhältnisse seines Standes gebunden, und wächst mit ihnen, wie die Rebe an ihrem Stabe — in gerader oder krummer Richtung empor. Der aufmerksame Beobachter wird diese Wahrheit auch durch den ehrwürdigen Orden der Freymaurerey bestätigt finden. Die Bildung, welche diese ehrwürdige Mutter ihren Söhnen gibt, ist zu sichtbar, als daß sie geläugnet werden könnte, und zu vortrefflich, als daß sie nicht unsere ganze Aufmerksamkeit verdiente. Sie gibt jedem ihrer Glie-

der einen eigenthümlichen Charakter, und in diesem Charakter besteht die ganze Würde des Maurers.

Ich darf mich kühn auf das Zeugniß eines jeden unserer Brüder berufen, daß er nicht lange unter den bildenden Händen dieser ehrwürdigen Mutter seyn konnte, ohne in seiner Art zu denken, zu empfinden und zu handeln einige Aenderung verspürt zu haben. — Wie die Atmosphäre auf den Körper wirkt, so wirkt der wohlthätige Geist des Ordens auf die Seele des Eingeweihten. Die Sphäre seines Geistes wird zusehends weiter, die Beweggründe seiner Handlungen edler, und sein Herz, das sich vorher auf wenige Freunde einschränken mußte, umfaßt nun eine Welt von Brüdern.

Man gibt die moralische Bildung des Menschen für die erste und unterste Stufe der Freymaurerey, und gleichsam für den Reinigungsgrad des zu höhern Kenntnissen bestimmten Maurers an. In meinen Augen ist dieß das Schönste und Höchste, was sich weise Menschen unter einander zum Ziele ihrer Arbeit machen können, und ich kenne unter allen möglichen Zwecken keinen

ten, der unsern Orden ehrwürdiger machen könnte, als der.

Das Alter, in welchem die Freymaurerey den Suchenden aufnimmt, ist gewöhnlich der Zeitpunct, wo der Jüngling zum Mann reift, wo seine Begriffe anfangen, sich an einander zu ketten, und die Richtschnur seiner künftigen Art zu denken und zu handeln, das ist, die Grundlage seines Charakters zu bilden, wo die Erfahrung seine Ideen berichtigt und ergänzt, wo sein Geist die Vorurtheile seiner Jugend abschüttelt und seine Leidenschaften kälter zu werden beginnen. Dieser Zeitpunct, der für sein ganzes Leben entscheidet, was für ein Mensch er seyn wird, ist gefährlicher als die beständige Ebbe und Fluth seiner ganzen Jugend. Wie leicht erkältet da mit seinen Leidenschaften — auch sein Enthusiasmus für Wahrheit und Tugend? Wie leicht geräth er bey einer nähern Beleuchtung des innern Gehalts der Dinge auf den Wahn, daß Ehre — Ein Vorurtheil, Tugend — ein Fantom, und Redlichkeit ein Kleid sey, das man nur im Angesichte der Menschheit trägt? Gesetzt nun, er wanke schon in seinen Begriffen von Ehre und Tugend, ge-

setzt,

setzt, er zweifle schon an dem Daseyn wahrer innerer Größe des Menschen, nun führt ihn die Freymaurerey in ihren Tempel. Da sieht er eine Anzahl edler Menschen der Tugend opfern, hört den Enthusiasmus, mit welchem Männer von ausgebildetstem Geiste von Ehre sprechen, sieht Greise, denen das Wort Lüge das letzte Blut in die Wange treibt, sieht alle diese Menschen versammelt im Verborgenen Gutes thun, um des einzigen Gedankens willen, — es gethan zu haben — sieht es — und glaubt wieder an Ehre, Tugend, und Redlichkeit.

Und eben das ist es, verehr. Br.! was den eigenthümlichen Charakter des Mausrers ausmacht. Die vortrefflichen Grundsätze, welche die Freymaurerey ihren Zöglingen einprägt, die innige Verbindung so vieler Edlen, die alles Zweydeutige in irgend einem Charakter entweder sich gleich macht, oder auswirft, die beständige Uebung im Wohlthun aus den edelsten Beweggründen, das ist es, wodurch die Freymaurerey ihre Glieder vor Profanen kennbar macht. Sie geht ihre eigenen Wege in der Bildung des Maurers. Sie läßt seinen Geist frey walten im unermeßlichen

Ge-

Gebiete des Wissens, aber sie bannt ihn zugleich in den Kreis der Wahrheit; sie nöthigt ihm keine gute Handlung ab, aber sie will, daß, wenn er handelt, seine Beweggründe edel, und seine guten Thaten echtes Gold seyn, und in diesem Verstande, verehr. Br.! kann man mit Ruhm von der Maurerey sagen, daß sie Geister bannen und Gold machen lehre. Sie äußert ihre Wirksamkeit vorzüglich da, wo das geschriebene Gesetz nicht hinreicht. Sie baut ihre Vorschriften auf das innere Gefühl des Wahren und Guten, und ist gleichsam der Mittelpunct, in welchem sich Religion und bürgerliche Gesetze die Hände bieten. Sie nennt keinen Gleißner fromm, und keinen Bürger, den nur Zwang an seine Pflicht bindet, tugendhaft. Noch mehr! In Fällen, wo das geschriebene Gesetz Lücken läßt, oder durch willkührliche Deutungen zum Spinnengewebe gemacht werden kann, da vertritt sie in dem Herzen des Maurers die Stelle des römischen Prätors, der Recht und Billigkeit handhabt, und nach ihrem Ausspruche würde ein jesuitischer Vorbehalt im Geiste — eine Lüge, und die Gerechtsame eines sterbenden Vaters sein unerzogenes Kind mit dem

kar-

kargen Pflichttheil abzufertigen — unnatürliche Grausamkeit heißen.

Sie thut noch mehr! Sie bildet das Herz des Maurers zur Freundschaft — diesem einzigen Gute hienieden, das ein menschliches Leben ausdauert, und oft noch bis über die Grenze des Grabes hinausreicht. Sie lehret ihren Eingeweihten Verschwiegenheit und Treue, und läßt ihm dann unter einer Anzahl der besten Menschen die Wahl.

Durch die brüderliche Gleichheit ihrer Glieder bringt sie den Menschen der Menschheit näher, und da sie ihn aller oft nur drückenden Conventionswürden entkleidet, reducirt sie alle seine Ansprüche auf die einzigen wahren Vorzüge: — auf Weisheit und Tugend.

Selbst die Gesellschaft so vieler guten Menschen wird dem Maurer eine Schule aller geselligen Tugenden. Denn hier wirkt nicht der Soldat auf den Bürger, der Reiche auf den Aermern, der Große auf den Kleinen — hier wirkt der Mensch auf den Menschen und dieser gegenseitige wohlthätige Einfluß erzeuget Gefälligkeit, Wohlwollen, Bescheidenheit und Anstand in dem Betragen des Maurers.

Wenn wir nun, verehr. Br.! alle diese einzelnen wohlthätigen Strahlen jenes Lichts, das in unserem Heiligthum leuchtet, in einen Brennpunct sammeln, so finden wir, daß der ausgebildete Maurer auf der Stuffenleiter menschlicher Größen den ersten Rang behaupte, daß er mit allen Zwecken der Menschheit in vollkommenem Einklang stehe, daß er nothwendig der beste Bürger, der treueste Unterthan, der unbestechlichste Richter, der redlichste Freund, der beste Vater seyn müsse, weil er der beste Mensch ist: wir sehen aber auch, daß die mühsame Pflege des innern Menschen die eigentliche Arbeit des Maurers, und das Vermögen, sich selbst zu beherrschen, das höchste Aufgeboth seiner wahrhaft königlichen Kunst sey.

Und in dieser innern Menschengröße, verehr. Br.! liegt die wahre Würde des Maurers. Die Stuffen, die zu dieser Größe hinanführen, sind die eigentlichen Grade der Freymaurerey, und die Kunst, den höchsten Gipfel derselben zu erklimmen, ist jenes große Geheimniß, das gewiß so lange unentdeckt bleiben wird, bis ein Maurer mit Hülfe derselben diesen Gipfel erstiegen hat.

III.

Rede

über die

Leiden und Freuden des menschlichen Lebens

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, ersten Jahrgangs zweytes Vierteljahr.

Der Maurer reist, das heißt der Maurer lernt Leben. Sie machten, meine Brüder! eine zweyfache Reise, eine Lehrlingsreise auf einem unebenen dornichten Pfade, und eine Gesellenreise auf einen ebenen und blumichten. So, meine Brüder! reist der Mensch durchs Leben, er durchwandelt erst als Lehrling die steilen Wege des Unglücks, und dann betritt er als ein Weiser die Rosenpfade des Glücks. Aber er wird die Gesellenreise des Vergnügens nie mit Vortheil machen, wenn er nicht vorher die Lehrlingsreise durch Widerwärtigkeiten gemacht hat, und er wird die mühsame Lehrlingsreise wieder

von vorne anfangen müssen, wenn er nicht den Pfad der Freude als ein Weiser zu durchwandeln weiß; das heißt: er wird nie lustwandeln, ohne je geklettert zu seyn, und er wird sein Lebelang klettern müssen, wenn er nicht mit Weisheit lustwandelt. Nimmer wird der genießen, der nie gelitten hat, und immer wird der leiden, der nicht zu genießen versteht. Diese doppelte in der Natur des Menschen liegende Wahrheit, ist es, meine Brüder! auf welche Sie die Maurerey durch ihre zweyfache Reise aufmerksam machen wollte.

Es giebt kein Licht ohne Schatten, keine Tugend ohne — zum mindesten — möglichen Laster, und keine Freude ohne Leid. Dieses durch die physische und moralische Welt gleich fortlaufende Naturgesetz ist es, was die Kunst zu leben so schwer, aber dennoch für den Weisen so unentbehrlich macht. Freude und Leid theilen sich in unser Leben wie Tag und Nacht und Lust und Schmerz wechseln in unserer Seele nicht selten so geschwind mit einander, daß oft die Thräne des Leidens im Auge noch nicht versiegt ist, wenn schon ein Freudenlächeln auf der Lippe schwebt.

Aber wohl dem, meine Brüder! der gelitten hat, denn er weiß, warum er sich freuet! Man sagt etwas sehr Unbestimmtes und Schiefes, wenn man sagt: Leiden sey die Würze der Freude. Das Leiden würzt die Freude nicht, es erzeugt Freude, es ist das vorausgesezte Bedingniß ihres Daseyns: und kann die Würze das? — Freut sich der liebende Sohn wohl seines Vaters, wenn er ihn Jahrweise ohne irgend eine Veränderung um sich hat? Wird wohl ohne Anlaß ein Ausdruck der Freude an ihm sichtbar? und muß man ihn, wenn man seinen Seelenzustand kennen will, nicht fragen, — ob er sich freue? Aber er weine nur einen Tag am Bette seines zwischen Leben und Tod schwankenden Vaters, und er wird aufjubeln, wenn er sich ihn wieder gegeben sieht, und jeder Gedanke, jeder Rückblick auf die Scene seiner Leiden giebt seiner Seele einen neuen Genuß von unaussprechlicher Freude. So, meine Brüder! gattet sich Wonne mit Schmerz, die wohlthätige Natur verband beyde, und wer das Leiden von uns nähme, der würde uns sicher auch die Freude rauben.

Die

Die Phantasie, meine Brüder! diese dem Anschein nach so zweydeutige Gabe der Natur, die mit uns auf den Flügeln unserer Wünsche so hastig nach dem Ring der Freude rennt, und uns, wenn wir ihn gehascht haben, so schnell verläßt, diese Despotinn, die mit unserm Herzen oft so grausam Ball zu spielen scheint, die jede unbefriedigte Begierde unserer Seele himmelan treibt, und die befriedigte höchstens nur nah an der Erde fortkollert, diese eigensinnige Zauberinn, diese so grausamtreue Gefährtinn im Unglück, die so geschäftig ist, uns unsre Leiden mit allen Farben ihres Zauberpinsels auszumahlen, und die uns im Glücke so spröde thut, so unthätig wird, uns den Genuß der Freude zu erhöhen, diese Feindin unserer Glückseligkeit, die unaufhörlich Wünsche in uns erzeugt, deren Befriedigung sie uns mit Eckel lohnt, wird doch für uns eben dadurch wohlthätig, wodurch sie uns elend zu machen scheinet: sie schärft mit dem Gefühle der Leiden auch unser Gefühl für Freude, und macht uns das Vergnügen um so theurer, jemehr Leiden uns dasselbe gekostet hat. Die Freude, meine Brüder, die uns nach langen Qualen

der Sehnsucht, nach vielen fehlgeschlagenen Hofnungen, und hundert überstandenen Kränkungen doch endlich zu Theil wird, gleich einem mit Schmerzen gebornen Kinde, das der Mutter um so viel lieber und theurer wird, jemehr Leiden sie dasselbe gekostet hat! Ohne Phantasie, ohne diese Unruhe an dem Uhrwerke unsrer Seele würde unser Leben einem unbeweglich still stehenden Sumpfe gleichen, der keine Spur seines Daseyns von sich giebt, als den Gestank, womit er sich am Ende selbst vergiftet. Und dieser Zustand der Gleichgültigkeit, Unempfindlichkeit und Stumpfheit des Sinnes wäre gewiß ein weit größeres Uebel, als die immerwährende Ebbe und Flut des Wohls und Wehs auf dieser Erde.

Und was gewinnt der ununterbrochen Glückliche? reizt ihn ein Gut mehr, an das er gewöhnt ist, und läßt nicht der immer gleiche Genuß der Freude eine Leere in seinem Herzen zurück, die kein Gut der Welt auszufüllen vermag? Nagt nicht der in steter Ruhe brachliegende Geist am Ende an sich selbst, und sind nicht gerade die in unsern Augen, glücklichsten Menschen die die größten Selbstpeiniger? Giebt es nicht viele, die vor

lau=

lauter Glück unglücklich sind? Und warum quälen diese Leute, die von außen nichts quält, sich selbst? Scheint es nicht, daß ein geheimer Instinkt sie antreibe, sich durch Leiden für die Freuden empfänglicher zu machen, und scheinen sie's nicht, ohne sich's bewußt zu seyn, zu fühlen, daß man ohne zu leiden sich nicht freuen könne?

Also, meine Brüder! lassen sie uns immer damit zufrieden seyn, daß die Rosen auf Dornen wachsen, aber lassen Sie uns auch die Rosen dieses Lebens so brechen, daß sie uns nicht unter den Händen verwelken. Die Kunst, das Leben zu genießen, ist vielleicht schwerer, als die Kunst, unter der Last der Leiden nicht zu erliegen. Der natürliche Gegendruck, mit welchem die Seele jeder drückenden Last des Uebels entgegenarbeitet, scheint ihr bey dem Uebermaß der Freude versagt zu seyn, und es gehört mühsam erworbene Weisheit dazu, um sich nicht jeder, — zumal sinnlichen Lust trunken in die Arme zu werfen, und sich nicht der zerstörenden Wuth ihres unbändigen Muthwillens preis zu geben. Die Freude ist ein Weib, sie herrscht, wenn sie nicht gehorchet. Weh dem, der sich ihr blindlings über-

 läßt!

läßt! Sie schert den Simson, der in ihrem Schooße schläft, zum Weichling, und zwingt ihn die Hefen zu trinken, die der Weise in ihrem Becher zurückläßt. Uebermaaß gebührt Rausch und Uebersättigung. Der Zecher trinkt nur einmal in seinem Leben, immer berauscht, weiß er nicht, daß er trinket, und so hat er in dem ersten Rausch auf Lebelang die Lust des Trinkens vertrunken. Nicht so der Weise, meine Brüder! Er stürzt den Becher der Freude nie auf einen Zug aus, er spart heute, damit er morgen nicht darbe, und weiß, daß man dursten müsse, um immer mit Lust zu trinken. Also lassen Sie uns, meine Brüder, mit dem Vergnügen haushalten, lassen Sie uns an der Quelle der Freuden so schöpfen, daß sie nicht eher, als mit unserm Leben versiegt, lassen Sie uns zuweilen etwas versagen, um uns öfter noch mehr zu erlauben, mit einem Worte, lassen Sie uns Wenig genießen, damit wir Viel genießen mögen.

Da sie aber heute Ihre angenehme Gesellenreise Hand in Hand geschlungen machten, so erinnern Sie Sich, daß man die Freuden dieser Welt nie in einem höhern Grade empfindet, als wenn man sie Hand in Hand mit seinen Brüdern genießt.

IV.

Ueber den Kosmopolitismus des Maurers, eine Rede von Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, zweyten Jahrgangs drittes Vierteljahr.

Groß und vielumfassend ist das Ziel des Maurers, weit der Wirkungskreis seines Geistes und Herzens, unabsehbar das Feld, worauf er arbeitet. Wie der Maurer das Licht erblickt, wird er der Wahrheit und Menschenliebe geboren; so weit also das Gebiet der Wahrheit ist, so groß ist die Heymath seines Geistes, und so weit die Grenze der lebenden Menschheit reicht, so groß ist das Vaterland seines Herzens. Es ist in dem ganzen All der Schöpfung kein Punct, der dem forschenden Geist des Maurers nicht Stoff zum Betrachten darböte; und es ist auf dem ganzen

Erdenrunde kein Fleckchen, wo sein liebendes Herz nicht einen Gegenstand seiner Wohlthätigkeit in einem Menschen — fände. Drum, meine Brüder! finden sich in jeder Zone des Erdbodens Maurer, und eben darum muß ein ächter Bruder dieses Bundes sowohl von Seiten des Geistes als des Herzens — ein Weltbürger seyn.

Wahrheit ist das Element des Maurers, das Ziel, zu dem sein Geist hinanstrebt, der Lichtquell, nach dem seine Seele durstet. Und dieß Element, worinnen er lebt, weht durch das All der Schöpfung. Ueberall, in der ganzen sichtbaren Natur, wächst der Baum des Erkenntnisses, worauf ihm Nahrung für seinen Geist und Labsal für seinen Durst nach Wahrheit entgegenwinkt. Da er weiß, daß diese Gabe des Himmels an keine Jahreszeit, an keinen Himmelsstrich gebunden, überall unter dem Tritte des aufmerksamen Wanderers emporsprießt, so pflückt er sie, wo er sie findet, unbekümmert, ob irgend ein lichtscheuer Zelote diese Stätte verflucht, oder irgend ein Generalpächter des menschlichen Verstandes sich den Alleinbesitz aller Wahrheit vorbehalten hat. Ueberzeugt, daß die weise Hand des

Schöp=

Schöpfers den Saamen des Wahren, so wie den Saamen des Guten durch die ganze Schöpfung ausgesäet hat, sucht er die Wahrheit nie an einem Orte, schwört nie auf das Wort eines Lehrers, der ihm nur seinen Tempel, als die Quelle alles Lichts anpreist, und folget nie einem Schwarme maurerischer Sectiker, die gleich den Heiden nur nach Delphos um Wahrheit wallfahrten.

Dem Maurer ist jede Kenntniß, jeder Aufschluß willkommen. Er hat keine Vorliebe für gewisse Wahrheiten, er denkt nie einseitig, und hängt nie mehr nach einer Seite, als nach der andern hin. Der Gang seines Geistes ist der feste Tritt eines Mannes, der prüfend auf seinem Wege links und rechts sieht, und sich durch keinen schmeichelnden Zuruf, durch keinen täuschenden Schimmer blenden läßt. In welch gleißendem und prächtigem Kleide ihm auch mancher, der seinen Geist gefangen nehmen will, seine Wahrheiten darstellt, er geht keinen Schritt seitwärts; denn da er weiß, daß die Wahrheit gewandlos ist, wie kann er sie eines Kleides wegen lieben?

Der Maurer scheut keine Wahrheit; er sucht,

liebt und ehrt sie, und störte sie ihn auch aus dem süßesten Traume, kostete sie ihm auch die Ruhe seines Lebens. Sein Blick ist der Blick des Adlers in die Sonne, er wird nicht geblendet, nicht zurückgeschreckt von ihrem Lichte; und wenn andere schwächere Seelen, die kein helleres Licht als die helldunkle Mischung von Irrthum und Wahrheit ertragen können, bey jedem Lichtstrahl der Wahrheit über Augenwehe klagen, sieht er festen Blickes der Wahrheit ins Angesicht und labt seinen lichtgewohnten Geist an ihrem allverklärenden göttlichen Schimmer.

Der Maurer ist duldsam gegen die Irrthümer. Er weiß, wie schwer es sey, die Wahrheit von den Schlacken zu reinigen, die ihr im Durchzuge durch die Köpfe der Menschen ankleben. Er weiß, wie groß das Gebiet der Wahrheit; und wie kurz der Blick, wie gering und wie bald ermüdet die Kraft des Wanderers sey, der es durchwandeln soll. Er kennt alle die Verwandlungskünste des Irrthums, der in hundert täuschenden Gestalten Wahrheit lügt, und nur zu oft, von Gewalt und Ansehen, von Gesetzen und Bannflüchen unterstüzt, im Reiche der Wahrheit das

Bür-

Bürgerrecht erhielt. So, meine Brüder! denkt der Maurer, so ist er ein Weltbürger von Seite des Geistes — ein Mensch, der die Wahrheit aller Orten umfängt, wo er sie findet.

Aber wenn der Maurer als ein Weltbürger denkt, so muß er auch als ein Weltbürger handeln: der Wirkungskreis seines Herzens kann nicht enger seyn, als die Sphäre seines Geistes, und er kann unmöglich jede Wahrheit ehren, ohne alle Menschen zu lieben. Hierinn, meine Brüder! erkennen wir das große Gesetz der Gleichheit, das eine der glänzendsten Stützen unsres königlichen Ordens ist. Nicht alle Menschen gleich machen (denn dieß wäre eine Schimäre, derjenigen nicht ungleich, wodurch mancher Maurer einer Schöpfergewalt über Geister und Metalle sich anmaßt) also nicht alle Menschen einander gleich machen, sondern alle Menschen gleich lieben, ist das schöne, große und erreichbare Ziel, das die Hand der Natur dem Herzen des Maurers aufgesteckt hat. Der Maurer dient der Menschheit, dient ihr unter allen Zonen, unter allen Regierungsformen, öffentlich oder heimlich, wie kann da ein Land, eine

Stre=

Strecke des Erdbodens ausschließende Ansprüche auf sein Herz haben? Der Maurer liebt nur strenge Wahrheit, wiegt den Menschen nur nach seinem inneren Gehalte, erkennt nichts als das Verdienst für den Maaßstab seiner Wohlthätigkeit; wie kann er da den Unverdienten (und wär's auch sein Bruder) dem Verdienten vorziehen? Wie kann er bey dem Gesetz einer allgemeinen, nach Verdienst gleich vertheilten Liebe seiner Privatneigung auf Kosten der Gerechtigkeit, und der Bruderliebe auf Kosten der Menschenliebe fröhnen?

Es ist leider ein trauriges Loos beynahe aller menschlichen Gesellschaften, Verbrüderungen und Orden, daß die Glieder derselben, immer nur auf den Mittelpunct ihres Bundes hinsehend, einander den Rücken kehren, und daß die Grenze der Gesellschaft immer auch die Grenze ihres Antheils und ihrer Menschenliebe wird. Noch mehr: eben der gesellige Trieb, eben dieser wohlthätige Hang des Menschen zur nähern Verbrüderung mit seines Gleichen scheint von jeher unter den Menschen Haß, Verfolgung und Empörung angezettelt zu haben. Immer haßte der Bramine

den Derwisch, der Augur den Aruspex und der schwarze christliche Mönch den braunen. Diesem, wie es scheint, unvermeidlichen Fluche, der eine so große Menge menschlicher Gesellschaften zu eben so vielen gegen das Wohl der Menschheit streitenden Factionen macht, scheinen die Gesetze unsers ehrwürdigen Ordens dadurch vorgebeugt zu haben, daß sie die Glieder desselben zu einer allgemeinen gleichvertheilten Menschenliebe verbinden. Groß ist das Gesetz, meine Brüder! aber klein die Anzahl derer, die es erfüllen. Das Herz des Maurers soll die ganze Menschheit umfassen, ach, und es umfaßt oft die Menschen eines Landes, die Brüder eines Bundes; die Anhänger eines Systems, die Glieder einer Loge nicht: der Eingeweihte schimpft auf den Profanen, der Profane lästert den Eingeweihten: und selbst mitten im Bunde der allgemeinen Menschenliebe sieht man Secten, die einander verketzern, Logen, die durch Neid und Eifersucht entzweyt, einander verfolgen und einzelne Glieder, die Brüder gegen Brüder hetzen und in dem Schooße der Bruderliebe den Greuel der Guelfen und Gibelinen erneuern.

Las-

Lassen Sie mich, meine Brüder! meinen Blick von einem Bilde wegwenden, das ich zur Ehre unsers Ordens und zur Schonung der Edlen, deren Herzen noch nie von Sectirsucht, Neid und Partheigeist vergiftet worden sind, nicht ausmahlen will. Lassen Sie uns vielmehr den Namen verdienen, den wir tragen; lassen Sie uns freye Maurer seyn, das ist, Männer freyen Geistes und Herzens, die mit unbefangener Seele jeden Strahl der Wahrheit auffangen, und mit reinem, unverdorbenem Herzen alle Menschen lieben! Lassen wir nie die Gleichförmigkeit der Meinungen mit den unsrigen zum Maaßstab unsrer Liebe werden! Lassen Sie uns vielmehr alles, was wahr ist, ehren, damit wir nie Ursache finden, den Anhänger irgend einer besonderen Wahrheit zu verachten!

V.

Versuch einer Geschichte der alten Ritterschaft, in Bezug auf die Freymaurerey.

Ein Fragment
von
Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, dritten Jahrgangs zweytes Vierteljahr.

Vorerinnerung.

Nichts macht historische Untersuchungen weitläuftiger, langwieriger, und verworrener, als wenn man in Erörterung des Ursprungs eine Sache von dem blossen vieldeutigen unbestimmten Namen derselben ausgeht, ohne vorher einen genauen Begriff von dem fest zu setzen, was von ihr man eigentlich untersuchen wolle. Daher kömmt es, daß man sich an so vielen Länder-, Völker-

und Ordensgeschichten meist ehe müde liest, bevor man auf das kommt, was man davon wissen will. Daher fangen so viele Geschichten mit Erschaffung der Welt an. Daher findet Anderson schon an Gott Vater den ersten Freymaurer, weil er die Welt gebaut hatte, und es braucht nur das Wörtchen bauen, oder einen Bau entwerfen, um zu beweisen, daß die Freymaurerey eben so alt, als Gott selbst, und folglich von Ewigkeit her sey, wiewohl auf der andern Seite das nämliche Wörtchen bauen auch den Biber zu einem Freymaurer in optima forma machen müßte. Es würde daher bey Untersuchung der Geschichte der alten Ritterschaft und ihres Bezugs auf die Freymaurerey ein leichtes seyn, den Ursprung des gesammten Ritterordens auf die Etymologie zu gründen, und aus dem Worte Ritter, das in unserer Muttersprache eben so gewiß von Reiter, als Eques von Equus und Chevalier von Cheval u. s. f. hergeleitet wird, zu beweisen, daß der erste Reiter der erste Ritter war, und daß folglich die Ritterschaft eben demjenigen ihren Ursprung zu danken habe, der der erste ein Pferd bestieg. Wobey man noch das Vergnügen hätte, unserem

Ritterorden ein weit höheres Alter zu geben, als selbst die ehrwürdigen Karmeliter dem Ihrigen zu geben im Stande sind, weil es gewiß ist, daß man weit eher auf Pferden ritt, als Elias auf dem Berge Karmel zum ersten Karmeliter ward. Auch fehlt es der Ritterschaft wirklich nicht an ähnlichen Behauptungen: Hermant in seiner Histor. relig. ordres militaires. Rouen, 1698 behauptet: die Ritterschaft sey so alt, als die Kriege, folglich so alt, als die Welt, und zeigt uns Ritter die Menge unter Nimrod, Ninus, und Zoroaster. Seiner Meinung nach konnten die Ehren, die Pharao dem Joseph erwies, nichts weniger seyn, als ein Ritterschlag. Er folgte hierin dem Du Bern Justiniani, *) der den König Pharao zum Stifter aller Ritterorden macht. Sansovin läßt Gott selbst durch Moses und Josua dieser Ehre genießen. **)

Aber um all das zu vermeiden, will ich es mein er=

---

*) Historie Cronolog. dell' orig. degl' Ord. milit. Venet. 1692. Fol. T. I. c. 1. p. 2.

**) Delle orig. de Cavalieri.

erstes Geschäft seyn lassen, den Standpunct meiner Untersuchung genau anzugeben, und mir selbst die Schranken vorzeichnen, innerhalb welchen ich mich bey der Behandlung des mir vorgelegten Stoffes zu halten habe.

Ich verstehe unter dem Namen der alten Ritterschaft jenen in den Zeiten des Mittelalters beynahe in ganz Europa eingeführten gesetzmässigen Ritterorden, der von dem gesammten Adel damahliger Zeiten allgemein angenommen und als ein wichtiges politisches Etablissement, als eine öffentliche Schule der Tapferkeit angesehen wurde, jenen Ritterorden, der seine eigenen Gesetze, seine eigenen Gebräuche und Ceremonien, seine eigenen Rechte und Privilegien, ja sogar seine eigene Moral hatte, dessen Mitglieder eine besondere und zwar die wichtigste Classe der damahligen Menschheit ausmachten, der mehrere Jahrhunderte durch der Sitte und Denkart von ganz Europa eine ganz eigenthümliche Liverey gab, davon noch in der unserigen hie und da einige Flecken sichtbar werden; jenen Ritterorden endlich, dessen Einfluß in die damahlige Geschichte der Staaten eben so wichtig war, als merkwürdig die Erscheinungen in

der

der Geschichte der Menschheit sind, die er hervor brachte.

Um nun diesen wohlthätigen und (wenn ich so sagen darf) maurerischen Geist der alten Ritter so lebendig, als möglich, darzustellen, fand ich nöthig, mich in ein genaues Detail ihrer innern Verfassung einzulassen, und ihre Denkart, Gesinnungen und Handlungen bis auf die kleinsten Züge auszumahlen, überzeugt, daß der wahre Geist einer Sache nie beschrieben werden könne, sondern nur aus der unmittelbaren Darstellung der Denkart und Handlungen selbst — heraus gefühlt werden müsse.

Ueberdem ist der Versuch einer darstellenden Geschichte der alten Ritterschaft keine so leichte Sache, als sich mancher vielleicht einbilden dürfte. Die Geschichte des Mittelalters, von der so viel geschrieben und so wenig gelesen wird, fordert einen nicht geringen Aufwand von Zeit und Mühe. Ueberdem hat Deutschland außer einigen sehr unbedeutenden Bruchstücken noch bis jetzt nichts aufzuweisen, das nur von weitem einer zusammenhängenden Geschichte der Ritterschaft ähnlich sähe. Man muß also theils die bloß hier und da

zerstreuten Data dieses Gegenstandes sammeln, theils zu auswärtigen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Welcher letztere Umstand jedoch der Wahrheit der Geschichte nicht schaden kann, da das Wesen der Ritterschaft in England, Frankreich, Spanien, Wälschland und Deutschland überall das nämliche war, und vielleicht mehr, als es selbst die Maurerey jetzt ist. Es ist daher eine sehr mühsame Arbeit um eine Geschichte des Ritterordens, wenn selbe kein geräumtes Ideal irgend eines schönen Ritterromans, keine Erzählung eines Percivals oder Lancelot von See, (wiewohl auch Romane dieser Art für den Geist der Ritterschaft sehr brauchbare Quellen sind) sondern ein getreues, unverfälschtes, auf historisches Ansehen gegründetes Gemählde der alten Rittersitte seyn soll.

VI.

Erste Spuren der Ritterschaft und festgesetzte Epoche derselben.

Die Natur ist immer ihre eigene Retterinn. Jener wohlthätige Geist der Erhaltung, der durch die ganze Schöpfung webt und wirkt, äußert überall, wo Zerstörung um sich greift, seine wiederherstellende Kraft. Er macht, daß der wüthendste Orkan, der Wälder entblättert, und Bäume niederreißt, im nämlichen Augenblicke die Erde zu neuen Sprößlingen besaamet, er läßt kein Raubthier auf Erden ohne Feind, kein schwaches wehrloses Thier ohne Schützer. Er unterstützte zu allen Zeiten die gedrückte, hülflosjammernde Menschheit. Er gab den vor Meerzwiebeln und Thieren knieenden Egyptiern weise Priester, den sich selbst zerreissenden Griechen Solone, den von Neronen in den Staub getretenen Römern

Trajane und Mark-Aurele, er setzte der europäischen Tyranney in Amerika seine Las Casas und seine Washingtone entgegen. Und eben diese Wohlthätige Kraft ist es, die in den anarchischen Zeiten der Völkerwanderungen und des Mittelalters, wo der schönste Theil von Europa eine Räuberhöhle zu werden drohte, den Geist der Ritterschaft geweckt zu haben scheint. In jenen Zeiten, wo jeder so viel Recht zu haben glaubte, als er Kraft in seinen Armen hatte, wo der Vasall seinem Herrn nur so lange treu blieb, bis er ihn morden, oder aus seiner Veste jagen konnte, wo das Eigenthum der Wittwen und Waisen ohne Hüther, Mädchentugend ohne Schutz, und Vaterland ein Ding war, das man nur so lange liebte, als es was darinnen zu rauben gab; in diesen Zeiten hatte die bedrängte Menschheit keine andern Vertreter, als die wenigen Edlen, die ihr Schwert vom Altar nahmen, um es für Vaterland, Ehre und Mädchentugend zu ziehen, die feyerlich auf das Evangelium den Schwächern Beystand, den Unterdrückten Hülfe und ihrem rechtmässigen Herrn Treue schwuren — und diese Edlen waren die Ritter des Mittelalters.

In Wahrheit, wenn man die Ritterschaft von dieser schönen, wohlthätigen Seite betrachtet, so fühlt man sich versucht, die Mitglieder derselben für Kinder jenes Geistes zu halten, der, nach Lessings Meinung *) zu allen Zeiten Männer hervor brachte, die den Uebeln der menschlichen Gesellschaft gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten, ihre gewaltsamen innerlichen Trennungen zu hemmen, und das Beste der Menschheit nach den Bedürfnissen und der Empfänglichkeit ihrer Zeit zu befördern suchten, kurz, die, (wie Lessing sich ausdrückt) Freymaurer waren, ohne so zu heißen.

Allein dieser Gesichtspunct kann nur dann deutlich genug werden, wenn man vorher die innere Verfassung dieser Ritter des Alterthums, ihre Sitten, Gesetze, Denkart, u. s. w. in einem ausführlichen Gemählde gesehen hat. Ich eile daher zu dem Ursprung dieses in so manchem Betracht merkwürdigen Ordens.

---

*) Ernst und Falk. Gespräche für Freymaurer. 2te Aufl. Wolfenbüttel, 1781. 8. S. 17 u. 85 u. f.

Ueber den Ursprung der Ritterschaft hegen beynahe alle Schriftsteller, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, ihre eigenen Meinungen, die eben so verschieden sind, als die Gesichtspuncte, von denen sie diese Würde ansahen, und als die Köpfe selbst, die sie hervor brachten. Einige derselben, welche die Genealogie der Ritterschaft bis auf Pharao, Nimrod, oder wohl gar auf Gott Vater zurück führen, kann man höchstens nur als Beyträge zu einer Chronique scandaleuse des menschlichen Verstandes anführen. Hier will ich nur jene Schriftsteller erwähnen, die der Ritterschaft näher auf die Spur gekommen zu seyn scheinen. Der Karmeliter Honore de Sainte Marie, der über die Ritterschaft überhaupt und die daraus entstandenen Ritterorden, troz seiner Karmeliterschaft, so genau und zusammenhängend geschrieben, *) daß es die Encyclopädisten der Mühe Werth hielten, ihn abzuschreiben **) gibt die rö-

mi-

*) Dissertations hist. et crit. sur la Chevalerie ancienne et mod. Paris 1718. 4.

**) Encyclopedie art. Chevalerie.

mische Ritterschaft als das Modell der im Mittelalter entstandenen Ritterwürde an. *) Allein die Aehnlichkeiten des römischen Rittercensus von 400 Sestertien mit dem zu einem Bannerherrn erforderlichen Vermögen von wenigstens 10 Spießen und Helmen, die des goldenen Ringes der römischen mit den goldenen Sporen der späteren Ritter, und der Umstand des bey beyden gleich erforderlichen Alters von 21 Jahren, sind viel zu unbedeutend, als daß man eine Hypothese, die sonst keine einzige Spur aus der Geschichte des Mittelalters für sich hat, darauf bauen könnte. Auch bedarf man da keiner Hypothese, wo schon die Geschichte des 5ten und der folgenden Jahrhunderte uns Spuren von weit näherer Aehnlichkeit aufweist, denen man nur nachgehen darf, um deutlich zu sehen, daß sie alle nach und nach wie die Wurzeln eines großen Baumes zusammen laufen, um das System der Ritterschaft zu bilden.

Die älteste Tradition einer wirklich existirenden Ritterschaft schreibt sich von einem in der Ge-

*) Honoré, p. 30. sq.

schichte unbekannten König in England, Arthus her, der um das Jahr 516 der Stifter der Ritter der Tafelrunde und somit der Urheber der sogenannten irrenden Ritterschaft gewesen seyn soll. So gewiß es scheint, daß dieser König Arthus sein Daseyn nur den Ritterromanen des Mittelalters zu danken hat, und so wahrscheinlich die große runde Tafel, die man lange nachher auf einem Schlosse zu Winchester als ein seltenes Ueberbleibsel dieser alten Rittertischgesellschaft sehen ließ, ein Werk späterer Zeiten seyn mag; *) so gingen doch manche Schriftsteller zu weit, welche die gesammte irrende Ritterschaft ihres chimärischen Stifters wegen für ein Unding erklärten, und selbe von der wahren, wie Lüge von Wahrheit, unterschieden. **) Unstreitig war der Geist der irrenden Ritterschaft kein anderer, als der Geist der wahren. Ueberdem

*) Du Cange Gloss. ad Script. med. et inf. Lat. verb. Tabula rotunda.

**) Encyclop. Art. Cheval, et Table ronde. Honoré de Sainte Marie. Sur la Cheval. anc. et mod. p. 5.

dem heißt bey den Geschichtschreibern des Mittelalters ein irrender Ritter so viel als ein reisender, und der Ausdruck irren (errer) dessen sie sich bey reisenden Rittern, die wirklich historische Personen sind, bedienen, *) beweist hinlänglich, daß sie nicht im Sinne hatten, die wirklichen Ritter, die eben so gut, als die Romanenritter auf Abentheuer herumzogen, von den irrenden zu unterscheiden. Selbst die Tafelrunde dürfte vielleicht nicht ganz ohne historischen Grund seyn: wenigstens ist es gewiß, daß sie im Mittelalter eine besondere Art von Ritterkämpfen veranlaßte, die unter dem Namen Tafelrunde allgemein bekannt war.

Die ältesten Spuren der Ritterschaft, in so weit sie als eine Schule der Ehre und Tapferkeit und als eine kriegerische Würde betrachtet wird, liefert uns die Geschichte der alten deutschen und nordischen Völker. Ihr Keim lag in dem kriegerischen Geiste derselben. Tapferkeit ist die glänzendste Seite, von welcher uns Tacitus die alten

*) Curne de St. Palaye Memoires sur l'ancienne Chevalerie. Tom. II. p. 52.

ten Deutschen darstellt. Krieg war ihr Leben und Waffen ihr Schmuck. Wer in der Schlacht seinen Schild verlor, hatte seine Ehre verloren. *) Lanze und Mann waren bey ihnen gleichbedeutende Worte, **) so wie in den Zeiten der deutschen Ritterschaft ein braver Degen ein tapferer Mann hieß. Doch wir wollen von dem wahrhaft ritterlichen Geiste der Deutschen den Tacitus selbst hören. „Sie verrichten, sagt er, ***) ihre öffentlichen und Privatgeschäfte nie anders, als bewaffnet. Doch darf keiner bey ihnen eher Waffen tragen, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig hält. Dann aber bekommt der Jüngling von dem Fürsten, von seinem Vater oder Anverwandten in einer öffentlichen Volksversammlung Schild und Lanze. Das ist ihre männliche Toga, das die erste Würde des Jünglings. Vorher gehörte er seiner Familie, nun der Republik. Von dieser Zeit an, fährt Tacitus fort, begleiten sie ihre Fürsten,

oder

*) De Mor. Germ. c. 6.

**) Schmidts Geschichte der Deutschen 1. Th. S. 16.

***) De Mor. Germ. c. 13. 14.

oder andere bewährte und tapfere Krieger, und erröthen nicht unter ihrem Gefolge zu seyn. Selbst dieser Ehrendienst ist nicht ohne Grade. Hierüber entscheidet das Urtheil dessen, den sie begleiten. Die Gefährten unter sich wetteifern um den ersten Platz bey den Fürsten, und die Fürsten, um die größte Anzahl tapferer Gefährten. Sie setzen ihren Stolz und ihre Macht darin, sich immer von einer auserlesenen Schaar Jünglinge umrungen zu sehen, die im Frieden ihre Zierde, im Kriege ihr Schutz sind. — Nichts ist ihnen heiliger, als im Felde den Fürsten beschützen und seinen Ruhm durch ihre Thaten zu verherrlichen, nur der Fürst kämpft für den Sieg, sie für den Fürsten. Wenn irgend eine Gemeinde lange im Frieden und Muße lebt, so reisen die meisten adelichen Jünglinge zu Nationen, bey welchen es Krieg gibt, weil sie die Ruhe nicht lieben, und es für leichter halten, in Gefahren groß zu werden. — Da begehren sie dann von ihrem freygebigen Fürsten bald diesen streitbaren Hengst, bald jenes blutige siegreiche Schwert. Von den Katten schreibt er: *) Was bey andern deut=

*) Ebendas. C. 31.

deutschen Völkern sich nur hie und da einer zur besondern Pflicht macht, ist bey den Katten durchaus Sitte: sich nämlich, sobald sie mannbar werden, Haar und Bart wachsen zu lassen, und diese der Tapferkeit angelobte Tracht nicht eher abzulegen, bis sie einen Feind getödtet haben. — Nur den Feigen und Schwachen bleibt diese Tracht. Die Tapfersten unter ihnen tragen, gleich einer Fessel, einen eisernen Ring (ein entehrendes Zeichen in ihren Augen) so lange, bis sie sich dessen durch den Tod eines Feindes entledigen." Tacitus liefert uns auch wirklich ein Beyspiel von so einem, wie er ihn nennt, barbarischen, Eide. *) Der deutsche Feldherr Claudius Civilis schwur ihn gegen die Römer und sein Haar, das er wachsen ließ, fiel nicht eher, als mit ihren Legionen.

Alle diese Züge sind eben so vielen Spuren der Ritterschaft, und es ist keine Nation, die ältere und deutlichere Beweise des ursprünglichen Rittergeistes aufzuweisen hat. Der weite Umfang der deutschen Völker, und ihre Vermischung mit andern

*) Histor. L. 4. c. 61.

dern Nationen scheint diese Denkart über ihre Grenzen verbreitet zu haben. Ein gleicher Geist belebte nach Cäsars Zeugniß *) die Gallier. „Sie erlauben ihren Kindern, sagt er, nicht eher den Zutritt zu sich, bevor sie nicht stark genug sind, Waffen zu tragen, und halten es für entehrend, wenn wehrlose Knaben öffentlich in ihres Vaters Gegenwart erscheinen. Ihr Schwerdt ist ihr Adelsbrief, und wer das nicht führt, ist entweder Priester oder Sclave. Dieser Geist gewann noch mehr durch die Einwanderungen der Franken, eines ursprünglich deutschen Volkes, von dessen kriegerischer Wildheit ein Dichter des 9ten Jahrh. singt. **)

Arma ferunt semper, bellis est sueta Inventus,
Bajulat haec juvenis, hoc agit arte Senex.
Namque ipsum nomen Francorum horresco recensent:
Francus habet nomen a feritate sua.

Auch diese kannten nichts entehrenders, als Feigheit, und wer unter ihnen den andern einen Hasen schalt, oder ihm vorwarf, er habe seinen Schild

*) De bello. Gall. Lib. VI. c. 13 et 18.

**) Arnold Vigellus ap. Murat. Tom. II. P. 2. p. 26.

Schild im Felde weggeworfen, mußte nach dem salischen Gesetze *) diesen Schimpf mit einer Geldstrafe büßen.

Unter den übrigen nordischen Völkern herrscht die nemliche Denkart. Krieg war ihre edelste Beschäftigung und Tapferkeit ihr höchstes Verdienst. Es war immer der nemliche Geist, der sie alle belebte, nur in der äußeren Gestalt, die er annahm, war er verschieden. Bey den Longobarden durfte selbst ein Fürstensohn nicht an seines Vaters Tafel erscheinen, bevor er nicht von einem auswärtigen Fürsten die Waffen erhalten hatte, und Andouin, ihr König, versagte diese Ehre seinem eigenen Sohne, der ihm doch siegen geholfen hatte. **) Diese sowohl, als die Ostrogothen und andere deutsche Völker behielten noch immer die ursprüngliche Sitte bey, sich durch die Waffen für mündig erklären zu lassen, ja sie sahen die Mannbarkeit, die sie zum Kriege tüchtig machte, als den Zeitpunkt einer zweyten Geburt an, und glaubten hierzu irgend eines Fürsten zu

be-

*) Tit. 32. De Conviciis.

**) Paul Diacon: De rebus Longobard. L. I. c. 14. Conf. etiam c. 23. et 24.

bedürfen, der ihnen dieß zweyte ehrenvollere Leben gäbe und Vatersstelle an ihnen verträte. Daher kamen die bey ihnen allgemein eingeführten Adoptiones per Arma, eine Ceremonie, von welcher Seldenus und nach ihm Du Cange,*) den nähern Ursprung der Ritterschaft herleiten.

Unstreitig scheint diese Sitte des 5. und 6ten Jahrhunderts zu den Gebräuchen vieles beygetragen zu haben, die nachdem bey dem Ritterschlag üblich waren, ohne daß es darum nöthig ist, das ganze System der Ritterschaft darauf zu bauen, und es lohnt sich allerdings der Mühe, diese Adoptionen näher kennen zu lernen. Als Guntram seinen Neffen Childebert für mündig erklärte, und zugleich adoptirte, sprach er: „Ich lege diesen Wurfspieß in deine Hände zum Zeichen, daß ich dir mein Reich gegeben habe.“ Hierauf sprach er zu den Umstehenden: „Ihr seht, daß Childebert, mein Sohn, ein Mann geworden: gehorcht ihm!“ **) Theodorich, König der Ostrogothen, ließ sich, um dieser Ehre zu genießen, vom Kaiser

*) Dissert. 22. à la Suite de Joinville. p. 270. seq.

**) Gregor, Turon, Lib. VII. c. 23.

ser Zeno adoptiren, *) einem Fürsten, in dessen Reiche diese Ceremonie nicht einmal üblich war. **) Er adoptirte hierauf selbst den König Heruler, und Kassiodor erzählt uns die dabey beobachteten Ceremonien mit des Theodorich eigenen Worten. ***) „Groß ist die Ehre unter den Völkern, schreibt Theodorich bey dieser Gelegenheit, durch die Waffen der Sohn eines Helden zu werden. Denn nur der ist dieser Ehre werth, der den Namen des Tapfersten verdient; bey Kindern, die die Natur giebt, betrügt man sich oft; aber Söhne, die Wahl und Urtheil uns gebiert, können nie Feiglinge seyn. Denn sie haben diese Ehre nicht der Natur, sondern nur ihrem Verdienste zu danken. — Wir erklären dich also, kraft der Völkersitte und deines männlichen Betragens, durch gegenwärtige Geschenke für unsern Sohn, damit du, deinem bekannten kriegerischen Geiste gemäß, durch die Waffen geboren werdest. Wir geben dir

Pferd,

*) Jornandes de rebus get. c. 57.

**) Du Cange Dissertat. 22. à la Suite de Joinville. pag. 269.

***) Variar. Lib. IV. Ep. 2.

Pferd, Schild, Schwerdt und die übrigen Waffen, aber was noch mehr gilt, als alles dieses: wir geben dir unser Zeugniß, daß du ihrer werth bist. Denn der ist der Tapferste in den Augen der Völker, den Theodorichs Ausspruch dafür erkannt hat. Nimm also die Waffen zu meinem und deinem Besten. Ehre den, der in Zukunft dein Schützer seyn wird. Er giebt hier blos deinem Muthe sein Zeugniß, und verlangt sonst keine Dienste von dir. Es adoptirt dich ein Mann, dessen Macht der deinen furchtbar ist: denn die Heruler kennen die Gothen. Wir haben dir die Waffen gegeben, aber Völker bürgten für deine Tapferkeit."

Die Hochachtung, mit welcher hier Theodorich von dieser Ceremonie als von einer allgemeinen üblichen Sitte spricht, die vollständige Rüstung, die er seinem Waffensohne dabey gab, das persönliche und von der Geburt unabhängige Verdienst, dessen er dabey erwähnt, der höhere Grad von Ehre und Würde, den er ihm dadurch bey allen Völkern einräumte, und selbst die Ausdrücke, deren er sich dabey bedient, wurden in der Folge eben so viel charakteristische Züge der Ritterschaft. Ueberhaupt waren die Redensarten:

arma dare, arma suscipere, adoptari per arma, womit die nordischen Völker diese Art Würde bezeichneten, die nämlichen, deren man sich nachher bey den Rittern bediente. Adobare militem, adouber un chevalier, hieß in der Sprache des Mittelalters: einen zum Ritter schlagen, *) so wie die Redensarten arma dare, arma accipere, donner des armes, keinen andern Sinn hatten, als eben diesen. **) Selbst der Begriff einer Adoption blieb nachher in der Ceremonie des Ritterschlags noch immer sichtbar. Denn wie wir sehen werden, betrachtete man selbst die Ritterwürde als eine Wiedergeburt, oder Kriegstaufe, der Einzuweihende brauchte hiezu eigene Pathen, und ehrte den, der ihn zum Ritter schlug, wie seinen Vater.

Ein Ritter hieß in den ersten Zeiten des Mittelalters nie eques, sondern miles, ***) und in der Bedeutung kömmt dies Wort schon zu Anfang des 9ten Jahrhunderts in den Urkunden der Angel=

*) Du Cange verb. adobare.

**) Du Cange Dissert. 22. à la Suite de Joinville. pag. 271.

***) Du Cange verb. Miles.

gelsachsen sehr oft vor. *) Und in der Lehnsverfassung der damaligen Zeiten hieß adoptare militem nichts anders, als jemanden zu seinem Ritter und Vasallen machen. **) Man sieht hieraus deutlich, wie alle diese Begriffe sich in einander flochten, und nach und nach zusammenliefen, um das System der Ritterschaft zu bilden.

Noch eine Sitte, die das System der Ritterschaft bilden half, ja die in der Folge einen wesentlichen Theil derselben ausmachte, war der in Rechtssachen allgemein angenommene Gebrauch der Duelle. Auch diese waren deutschen Ursprungs, und verbreiteten sich früh durch ganz Europa. Schon die alten Deutschen entschieden ihre Zwistigkeiten alle mit den Waffen, ***) sie waren die ersten, welche die Zweykämpfe als eine Art Loosung betrachteten, und den guten oder schlimmen Ausgang derselben für Wahrzeichen und Winke der Götter hielten. Sie suchten von dem Feind, gegen den sie zu Felde ziehen wollten, einen Gefan-

*) Selden. De Tit. honor. p. 11. C. 5.

**) Du Cange verb. Miles et Adoptare.

***) Vellej. Paterc L. II. c. 118.

fangenen zu bekommen; diesem stellten sie einen aus ihrem Heere zum Zweykampf entgegen, und nach dem Ausschlag desselben beurtheilten sie das Schicksal ihres künftigen Kriegs. *) Diese blutige Loosung, bey der Aberglauben und persönliche Tapferkeit, die Hauptzüge aller rohen Nationen, ihre Rechnung fanden, verbreitete sich bald auf alle zweifelhaften Rechtsfälle. Gesetze gaben dieser Art von Zweykämpfen eine rechtliche Form, und machten sie zugleich mit der Feuer- und Wasserprobe zu jenen gesetzmäßigen Reinigungsmitteln, welche im Mittelalter unter dem Namen der Gottesurtheile (ordalia Dei) allgemein üblich waren. Diese Gewohnheit sein Recht mit dem Schwerdte zu beweisen, ist viel älter, als die Ritterschaft; sie herrschte schon im 5. und 6ten Jahrhunderte unter den Ostgothen, Longobarden und Franken. Gondebald, König in Burgund, autorisirte sie vorzüglich, und Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Othone erweiterten sie. **) Man schlug sich um jede Klei-

nig-

---

*) Tac. de mor. germ. cap. 10.

**) Esprit des Loix. Tom. III. p. 188. et 195.

nigkeit, wegen eines Worts, wegen einer Schuld von wenigen Gulden, und wer nicht kampffähig war, nahm sich einen eigenen Kämpfer (Champion) für seine Händel in Sold, *) beyläufig so, wie man izt Agenten und Advokaten in Bestallung nimmt. Diese Wuth, jede Kleinigkeit zu einer Ehrensache zu machen, und ihr Blut und Leben zum Aequivalent zu geben, hatte keinen andern Grund, als das sogenannte Point d'honneur, das von jeher ein charakteristischer Zug der deutschen Völker war. Unter ihnen war eine Beleidigung eines Einzelnen ein Schimpf, der dessen ganze Verwandtschaft zur Rache auffoderte, **) daher verdrängte der gerichtliche Zweykampf so bald alle übrigen Rechtsmittel. ***) Die Einführung und gesetzliche Form dieser Zweykämpfe war ein naher Schritt zur Ritterschaft, sie half den Geist derselben bilden. Die Gesetze dieses Zweykampfes machten einen Unterschied zwischen dem edlen und gemeinen Mann. Die Kapitu-

*) Ibid. p. 199.
**) Tacitus de mor. germ. c. 21.
***) Esprit. des Loix. Tom. III. pag. 197. sq.

tularien Ludwig des Frommen erlaubten dem letztern nur einen Schild und einen Stock. *) Ferner forderte der Zweykampf die Majorennität. Ja, er war vielmehr die Hauptrücksicht in Bestimmung des Alters, das man ihr vorschrieb. Die Gesetze der Völker, die ihr Recht in den Waffen trugen, mußten natürlicher Weise in Festsetzung der Epoche der Mündigkeit mehr auf die Kräfte des Körpers, als des Verstandes sehen. Wer in den Krieg ziehen konnte, war mündig bey den alten Deutschen, und wer Kräfte genug hatte, die zum gerichtlichen Zweykampf erforderlichen Waffen zu führen, war es bey den Franken. So lange die Waffen der Franken geringer waren, war das 15te Jahr das Jahr der Mündigkeit; als sie schwerer wurden, war das 21ste Jahr die Epoche derselben. **) Diesem Vorbilde folgten die Gesetze der Ritterschaft. Sie vereinigten beyde Epochen, und forderten zum Knappen 15, zum Ritter 21 Jahre. Die gerichtlichen Zweykämpfe gehörten noch von einer andern Seite unter

*) Du Cange verb. Duellum.

**) Esprit des Loix. Tom. II. pag. 180.

ter die veranlassenden Ursachen des Rittersystems. In einer Justizverfassung, in der das Schwerdt das einzige Mittel war, sein Recht zu suchen, oder seine Unschuld zu beweisen, blieb der schwächere Theil der Menschheit ohne Schutz. Unmündige Kinder, schwache Greisen und das ganze weibliche Geschlecht waren vom Zweykampf ausgeschlossen. Wollten sie ihr Recht behaupten, so mußten sie sich fremder Arme bedienen. Die Klage eines Weibes ward abgewiesen, wenn es nicht sogleich seinen Kämpfer ernannte. Die Gesetze selbst unterwarfen die weibliche Tugend dem Schutz des männlichen Arms; sie mußte sich einen Kämpfer zur Rechtfertigung miethen, wenn sie nicht ungehört verurtheilt werden wollte; fand sich keiner, oder war sie für die Forderungen des Miethlings zu arm, so war sie ohne Rettung verloren. Konnte es einen dringenderen Anlaß zur Entstehung eines Ordens geben, der sichs zu einer seiner wesentlichsten Pflichten machte, ein Geschlecht in seinen Schutz zu nehmen, das die Natur und die Gesetze so verwahrlost zu haben schienen? ein Geschlecht, das die Natur den Anfällen jedes Verführers, und das Gesetz den Beschuldigun-

gen jedes Bösewichts Preis gab, das, wenn es auch stark genug gegen den einen, doch zu schach gegen den andern war, das sich oft dem Verführer ergab, um sich vor dem Verläumder zu schützen, und das also keine andere als die traurige Wahl hatte: entweder schuldig losgesprochen, oder unschuldig verdammt zu werden. Diese Verwahrlosung des schönen Geschlechts gab dem Geiste der Ritterschaft eine seiner schönsten Grundideen: sie weckte den Geist der Galanterie, und gab den Damen, statt besoldeter Miethlinge, Ritter, die sichs zur Ehre und Pflicht machten, die Wächter und Vertheidiger ihrer Unschuld und ihres guten Leumundes zu seyn.

Ich würde kein Bedenken tragen, mit Montesquieu *) den ganzen Ursprung der Ritterschaft von diesem ehrenvollen Anlasse herzuleiten, wenn der Schutz der Damen der einzige Zweck derselben gewesen wäre. Allein das System der Ritterschaft hatte mehrere Absichten, mehrere Anlässe, mehrere Gebräuche, die es bilden halfen, und ich glaube, die nächsten entscheidenden Ursachen,

die

*) Esprit des Loix. Tom. III. pag. 204.

die sein ganzes Daseyn entwickelten, vielmehr in der Lehensverfassung der damaligen Zeiten überhaupt und in den traurigen Folgen des Faustrechts zu finden.

Ich würde die Geduld meiner verehr. Br. ermüden, und ihr gefühlvolles, menschenliebendes Herz zerreissen müssen, wenn ich ein ausführliches Gemählde von all den Bedrängnissen und Qualen entwerfen sollte, unter welchen der größte Theil von Europa in den anarchischen Zeiten der Feudalverfassung seufzte. Wenn die menschenfeindliche Behauptung, daß die Geschichte aller Menschenalter nichts weiter, als eine chronologische Reihe von Verwüstungen, Grausamkeiten, Räubereyen, Mordthaten, Unterdrückungen, Bosheiten, und menschlichen Lastern sey, im Ganzen genommen übertrieben ist, so ist sie es gewiß nicht in Betreff jener Jahrhunderte, die auf die Völkerwanderungen und die allgemeine Einführung des Feudalsystems folgten. Wenn wir auch die Einfälle der Hunnen, jenes abscheulichen Auswurfes des nördlichen Asiens, den die Europäer kaum für eine Menschengat-

tung

tung ansahen, *) die beynahe 5 Jahrhunderte durch Europa zur Wüste machten, unzählige Schaaren Einwohner mit sich in die Sclaverey schleppten, ihren Gefangenen die Haare sammt der Haut abschnitten, und auf ihren zerstümmelten noch lebenden Körpern Kriegsrath hielten, **) wenn wir auch überdieß die Räubereyen und Verheerungen der Avaren, Normänner und anderer barbarischen Völker für in der Geschichte nicht ungewöhnliche Plagen der Menschheit halten, so waren doch die innerlichen Uebel, die selbst in dem Herzen Europas wütheten, so groß, daß sie die kaum gegründete Gesellschaft der deutschen und fränkischen Völker wieder zu zerreißen schienen. Anstatt, daß die allgemeine eingeführte Lehensverfassung jede Provinz zu einem ordentlichen, mit ihrem Oberhaupte engverbundenen Ganzen hätte bilden sollen, schuf sie in der Folge aus jedem Reiche ein vielköpfiges Ungeheuer.

Die

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. 1. B. S. 128 u. s. f.

**) Hegewisch Geschichte der Deutschen. Von Konrad I. bis zu dem Tode Heinrich II. Hamb. 1781. 8. S. 44.

Die Erblichkeit der Lehen machte, daß es so viele Tyrannen als Vasallen gab. Der Adel riß sich von dem Fürsten, und strebte nach Unabhängigkeit. Der Lehenträger in Besitz der mit seinem Lehen verbundenen Gerichtsbarkeit kannte kein anderes Gesetz, als seine Willkühr, und kein anderes Recht, als seine Macht. Der Stärkere unterdrückte den Schwächeren. Die fränkischen und deutschen Provinzen wimmelten von Vesten und Schlössern, deren Besitzer vom Raube lebten, und jeder nannte sein, so weit er mit dem Schwerdte reichen konnte. Wer sein Eigenthum sichern wollte, durfte nie aus den Waffen kommen. Immerwährende Befehdungen traten an die Stelle allgemeiner Kriege, ein kleiner Tyrann zertrat den andern, bis er selbst von einem größern zertreten ward. Mordbrennen und Rauben war allgemein, weder Kirchen-noch Wittwen- und Waisen-Gut ward verschont, man raubte Mädchen, wie man Ziegen und Schaafe raubt, selbst Königs-Töchter wurden entführt, und man mußte für die Mädchen besondere Schranken bauen, und sie von Hunden und Wächtern bewachen lassen. Mit diesen Zügen

mahlen uns Montesquieu, *) Robertson **) und Schmidt ***) den Zustand Europens vom 7ten bis ins 11te Jahrhundert.

Und dieses Ringen der Menschheit mit Gesellschaft und Anarchie, dieser übermüthige Triumph der Stärke über die Schwäche, diese gänzliche Vergessenheit von allem, was Gerechtigkeit, Ehrliebe, Sittlichkeit und Tugend hieß, war es, die den Geist der Ritterschaft weckte, jenen Geist, der unter noch rauhen Völkern Bescheidenheit und Sittlichkeit zur Tugend, Rechtschaffenheit und Edelmuth zur Pflicht, und Schutz des Unterdrückten zur ehrenvollsten Beschäftigung erhob. Das 11te Jahrhundert gab endlich der gedrückten Menschheit jene edle Männer, die mit einem Eid in ihren Dienst traten, und ihr Schwert zu Handhabern ihrer geheiligten Rechte machten.

Dieser ehrenvolle Ursprung der Ritterschaft, ver-

---

*) Esprit des Loix. Lib. XXX. et XXXI.

**) Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. 1. B. S. 23. u. f.

***) Geschichte der Deutschen. 1. B. S. 26. 391 498. 2. B. S. 2. 122. u. f.

verehr. Br., ist nichts weniger, als aus den Wolken gegriffen, er gründet sich auf die Beobachtungen von Männern, deren scharfer Blick in die Begebenheiten der Vorzeit tief einzudringen vermochte. „Als die Bedrängnisse der Menschheit im Mittelalter zu sehr überhand nahmen, sagt der vortreffliche Verfasser der Essais de Politique et de Morale, Seite 80, machten sich es erhabene Seelen zur rühmlichen Pflicht die Unterdrückten zu beschützen. Man fand ein weites Feld für die edlen Pflichten der Ritterschaft, und die erhabenste derselben war: der Schutz der weiblichen Schönheit." Robertson *) denkt eben so ehrenvoll von dem Ursprung des Rittergeistes, und zählt seine Entstehung unter jene wohlthätigen Ereignisse, welche den Uebeln der Anarchie Einhalt thun, und den Wohlstand Europens im 11. und den folgenden Jahrh. befördern halfen.

Wenn wir nun, verehr. Br., alle bisher entdeckten Spuren der Ritterschaft, als eben so viele Lichtstrahlen über den Ursprung derselben, in ei-

*) Geschichte der Regier. Kais. Karls V. 1. B. S. 100. u. f.

einen Brennpunct zusammen sammeln, so erhellet bey dem, wiewohl schwachen, Lichte derselben deutlich, daß der erste Keim der Ritterschaft in dem Nationalcharakter unserer Väter, das ist in ihrem kriegerischem Geiste, und ihrer Tapferkeit lag, daß dieser unvertilgbare Geist, nachdem er sich über die Grenzen seiner Heimath verbreitet hatte, nur verschiedene Formen annahm ohne sein Wesen zu verlieren, bis ihn endlich die geselligern Schwestertugenden, Großmuth, Ehrliebe, Redlichkeit und Edelmuth, welche mit der Tapferkeit so gewöhnlich Hand in Hand zu gehen pflegen, zum wohlthätigen Schutzgeist der bedrängten Menschheit ausbildeten, und daß also der Geist der Ritterschaft, wenn er gleich außer seiner Heimath in Franken zuerst seine äußere Form annahm, dennoch deutscher Geist, so wie sein wohlthätiger Einfluß auf das Wohl ganzer Jahrhunderte — deutsches Verdienst war.

VII.

Erziehung der Ritter.

Edelknabenstand und Knappenstufe.

Das System der Ritterschaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfassung und des Faustrechts veranlaßt hatten, faßte die erste Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichste Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beschäftigte, halfen dieses System ausbilden, und verwebten dasselbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zusätzen, wodurch es in unsern Zeiten zu einem Gegenstand des Spottes und der Satyre geworden ist. Und in der That, wenn ein Zeitgenosse des 18. Jahrh., wo die Phantasie dem Gefrierpuncte ziemlich nahe ist, die Ritterschaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geist der Schwärmerey

auf dem Hitzpuncte des siedenden Wassers stand, so hat er Mühe, dem Ritterorden für ein ernsthaftes Institut, und dessen Glieder für vernünftige Menschen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß so manche Schriftsteller die gesammte Ritterschaft für ein widersinniges System ungereimter Erfindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebner Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Donquischott erblickten. Allein es war ein Verdienst der neueren Geschichtskunde, daß sie uns einen ernsthafteren Gesichtspunct angab, von welchem wir dieses Institut anzusehen haben. Das Bild, das sie uns von der ehrwürdigen Ritterschaft darstellt, ist ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unsrer Vorfahren. Sie zeigt uns in diesem Gemählde einen wunderbaren Contrast der Religion mit der Galanterie, der höchsten Pracht mit der einfachsten Lebensart, der unbändigsten Tapferkeit mit der treuesten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das sonderbarste Gemische von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarsten Muth und der aushaltendsten Geduld. Sie zeigt

uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimärische Beweggründe erzeugt, und die niedrigsten Beschäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiset uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grausamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wundersamste Art mit einander vereinigten, und stellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten durften, und deren Thaten es beweisen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Nachwelt einst das zu seyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unsrigen sind.

Um dieses dem Anschein nach so widersprechende Gemählde zu rechtfertigen, will ich ihnen, verehr. Br., die Grundlinien desselben in der ersten Bildung des Ritters, soviel nur möglich ist, zeigen, und diesen Abschnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte sich die Sorge der Aeltern für desselben künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Kon-

stellation seiner Geburtsstunde und aus andern sorgsam beobachteten Wahrzeichen erklärte man sich schon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von großer Vorbedeutung wäre. So erzählt Kaiser Maximilian I. in seinem dem Treitzsauerwein von ihm selbst angegebenen Weiß Kunig,*) sein Vater habe ihm bei seiner Geburt einen Namen geben lassen, den er aus dem Namen zweyer der streitbarsten Männer zusammen setzte, „zu einer Offenbarung, setzt er hinzu, daß dieß Kind in seinen Jahren so viel verbringen würde, als diese zween Streitbarsten gethan hätten.“ Die Geburt des berühmten Ritters und nachmahligen Konnetables von Frankreich, du Quesclin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrh. vorher schon prophezeit haben, und es fehlte diesem großen Ritter nicht an Geschichtschreibern und Nativitätsstellern, die, ob sie gleich weder den Tag noch

das

*) Der Weiß Kunig. Wien 1775. Fol. S. 56.

das Jahr seiner Geburt wußten, doch unwidersprechlich auskalkulirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars sey geboren worden,*) in welcher sonderbaren Berechnungsart sie vermuthlich der Methode des Philosophen Tarruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsstunde des Romulus aus seinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom selbst aus ihren Schicksalen mit allgemeinem Beyfall heraus kalkulirte. **) Wenn nun dem Ritter in der Wiege sein Horoskop gestellt, die Träume seiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach seiner Geburt sorgfältig aufgezeichnet waren, so blieb der Knabe bis in sein 7tes Jahr unter der Anfsicht der Frauenzimmer, das ist, der Wärterinnen und seiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu seyn schien. Alles, was er von seinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volks-

*) Hist. de Bertrand du Quesclin. Paris 1666. Fol. p. 4.

**) Cic. de Divin. Lib. II.

erzählungen und Rittermährchen, welche in seiner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen und Wunderbaren ansetzten, und so jene hohen Begriffe von der Ritterschaft gründeten, die ihm diese Würde in der Folge um so heiliger und ehrwürdiger machen mußten. Im siebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufsicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man sendete ihn an den Hof irgend eines Fürsten oder andern Ritters, der an ihm Vaterstelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um diese Zeit kein noch so unbedeutender Ritter, der nicht auf seinem Schlosse einen Hof um sich her versammelte, und auf diese Weise die Höfe der Könige und Fürsten im Kleinen nachzuahmen suchte. Diese Höfe der Großen und Ritter waren damahls die einzigen Schulen der adelichen Jugend. Hier war es, wo sich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorsam, Wohlstand, Muth, Rechtschaffenheit, Liebe und Religion. Die täglichen Beispiele der Ritter um ihn her waren seine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Puncten genoß er

ei-

eines besondern Unterrichts. Gott und seine Dame lieben war der Ritter wesentlichste Pflicht, sie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte also hierinn eines besondern Unterrichts, und diesen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Catechismus und die Kunst zu lieben, und diese Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Christenthum und in der Liebe. Er verehrte eben so sehr den Handschuh seiner Dame, als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jerusalem. Allein das war nicht genug, er mußte sich auch in dieser religiösen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe zur Dame seines Herzens wählen. Diese ward seine Gottheit, ihr vertraute er seine geheimsten Empfindungen, seine verborgensten Wünsche, ihr gab er Rechenschaft von allen seinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entstand nun diese ganz eigene Art der damahligen Rittergalanterie, jene chimärische Vergötterung des schönen Geschlechts, wovon alle

Ritterromane aus diesen Zeiten voll sind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerschütterlichste Ritterherz hatten, als die des homerischen Jupiters über Himmel und Erden. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß sich seiner künftigen Seeligkeit versichern. Wie sinnreich die Damen damahliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geschickt sie selbst die Letztere auf die Erstere zu bauen wußten, davon gibt uns die Histoire du petit Jean de Saintré *) ein redendes Beispiel.

Es wird ihnen, verehr. Br., vielleicht nicht unangenehm seyn, aus diesem Buche, das man seiner Seltenheit wegen beinahe mit Gold aufwiegt, den sonderbaren Unterricht, den die Dame darinn ihrem Zöglinge gibt, näher kennen zu lernen. Die junge schöne Wittwe, die der Verfasser dieses Romans immer nur Dame des belles

*) Histoire plaisante et cronique du petit Jean de Saintré.

les Cousines nennt, die aber im Grunde eine Schwester des Königs Johann von Frankreich war, übrigens eine declarirte Prüde, die, unerbittlich gegen alle Anträge einer zweyten Heirath, es bequemer und sichrer fand, einen unbärtigen Jungen, als einen bärtigen Ritter in ihrem Dienste zu haben, diese sah sich unter allen Edelknaben am Hofe des Königs den jungen wohlgebildeten Saintré aus, um ihm das Glück ihrer Pflege angedeihen zu lassen. Sie ließ ihn zu sich kommen, versicherte ihn ihres Schutzes und fing ihren Unterricht gleich mit den 7 Hauptsünden an. „Die erste Hauptsünde, spricht sie, mein Sohn, ist die Hoffarth, ein abscheuliches Laster; aber wer seine Dame treu liebt, wird ihr in aller Unterwürfigkeit dienen, und also vor diesem Laster sicher seyn. Das zweite, fährt sie fort, ist der Zorn, aber den wahrhaft liebenden Ritter wird seine Dame auch davor versichern, denn sie wird nicht unterlassen, ihn in der Geduld zu üben. Auch vor Geiz bewahrt die geliebte Dame den Ritter, sie wird von ihm die entgegengesetzte Tugend, das ist, die Freygebigkeit fordern, denn, setzt sie hinzu, Beati mise-

 ri.

ricordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur." Doch dieß ist bei weitem nicht der einzige Text der heil. Schrift, dessen sich diese Schriftgelehrte Dame bei ihrem Unterrichte bedient. Bei jeder Hauptsünde, die sie in diesem Tone zu erklären fortfährt, citirt sie wenigstens ein halbes Dutzend Kirchenväter und eben so viele griechische Philosophen, zuweilen auch wohl gar die Decretalen oder ein Paar Concilien. Nachdem sie nun den armen Jungen eine Weile in dem Meere ihrer Gelehrsamkeit herumgeschwemmt, und das Heil seiner Seele auf eine treue Damenliebe gebaut hat, geht sie zu dem Heile des Leibes über, das, ihrer Meinung nach, ebenfalls nur in der Liebe der auserwählten Dame zu finden ist, und welches Heil dem Ritter um so gewisser wäre, weil (wie sie sich eben so treffend als naiv ausdrückt) alle Frauenzimmer im Puncte der Liebe — Frauenzimmer sind. Car toutes sont dames en amour, sind die eigenen Worte dieses weiblichen Evangeliums.

Man kann denken, wie bang dem guten Jungen bei soviel Schönheit und Gelehrsamkeit werden mußte. Das Glück, eine Dame lieben zu

dür=

dürfen, und dadurch Seele und Leib auf immer in Sicherheit zu bringen, grub sich so tief in seine Seele, daß er endlich die Frage herausstotterte: ob ihn denn auch irgend eine Dame in Dienst nehmen und ihn lieben würde, wenn er ihr ewige Treue und Gehorsam angelobte? „Warum nicht? — sprach die Dame, Bist du nicht ein Edelmann, bist du nicht ein hübscher Junge? Hast du nicht Augen zum sehen, nicht Ohren zum hören, nicht Mund und Zunge zum reden, nicht Arme und Hände zum dienen, nicht Beine und Füße zum gehen, nicht Herz und Körper, um alles, was sie dich heißen wird, zu vollbringen? Warum näherst du dich keiner? Glaubst du, daß eine Dame trotz all des Guten, so du an dir hast, so sehr ihrer Ehre vergessen, und dich bitten wird, sie zu lieben? Wag' es, nähere dich einer! Du mußt den ersten Schritt thun!" — Das war nun deutlich genug, allein für den blöden Jungen wars nichts. „Ach, Madam, sprach er, lieber sterben, als abgewiesen werden, und mich dem Spott derjenigen auszusetzen, die ich mehr als mein Leben lieben würde." Und somit stand er zitternd vor ihr, wie ein armer Sün-

der,

der, den Blick auf die Spitze ihres Pantoffels geheftet. Das rührte die Dame endlich, und um ihn und sich selbst nicht länger zu quälen, sprach sie: „Nun denn, versprich mir bey deiner Ehre und bey Gott, keiner lebendigen Seele je ein Wörtchen von dem zu vertrauen, was ich dir jetzt sagen werde." „Ja, stotterte der arme Junge, und die Dame sprach: Nun denn Saintre, wie, wenn ich selbst die Dame seyn wollte, von der ich dir sprach, würdest du mir gern dienen?" Der kleine Saintre, der ehe den Sturz des Himmels, als diese Erklärung erwartet hätte, stand da, wie vom Blitze gerührt, und, weil er sich auf den Füssen nicht mehr halten konnte, fiel er vor ihr hin auf die Kniee, und schwur ihr, in allen zu gehorchen, was sie ihm befehlen würde. Nun war das Intermezzo, worin die Dame den umgekehrten Roman Abeilards und Heloisens spielte, vorüber. Und nun setzte sie gelassen ihren Katechismus-Unterricht wieder fort: und befahl ihm die 10 Gebothe Gottes, die sie ihm vorsagte, genau zu erfüllen, die heil. Jungfrau Mariá beständig zu verehren, sich in jeder Angelegenheit in den Schutz des heil. Kreuzes zu empfeh-

pfeh-

pfehlen, täglich einige Vater unser zu bethen, und sich den Erzengel Michael, oder Gabriel zu seinem Advokaten, Prokurator, oder Ambassadeur bey Gott und der heil. Jungfrau zu machen. Hierauf empfahl sie ihm die 12 Glaubensartikel, die 7 Haupt- und die 4 Kardinaltugenden, dann die 8 Seeligkeiten, und die 7 Werke der Barmherzigkeit. Sie befahl ihm ferner beym Aufstehen und Schlafengehen das Kreuz zu machen, und sich fleißig auszukämmen, und die Nägel abzuschneiden. Und nachdem sie ihm eine lange Brühe von Schriftstellern und aristotelischen Sprüchelchen über den Kopf gegossen, schloß sie endlich: — „Wenn du all dieß getreu beobachtest, so werd ich dir Gutes thun, und dich lieben." Und Saintre kniete hin, und schwur auf die Hand der Dame, wie aufs heil. Evangelium, den Eid der Treue und Folgsamkeit.

Es gehörte allerdings Saintre's weiche, liebende Seele und der schöne Mund der Dame dazu, um diesen sonderbaren Unterricht in die Länge anziehend zu finden. Glauben Sie indessen nicht, verehr. Br.! daß alle Edelknaben durchaus eine so schulgerechte and gelehrte Bildung erhielten.

Oft

Oft brachten sie schon von Hause aus dem Schooße ihrer Eltern den Keim einer vortrefflichen Denkart mit sich, und ich darf zum Beweis dessen nur jene kurze Lehre anführen, welche die Mutter eines der größten Ritter seiner Zeit, des berühmten Bayard, ihrem Sohne auf die Reise mitgab, als ihn sein Vetter als Edelknaben an den Hof des Herzogs von Savoyen führte, *) eine Lehre, die eben so einfach, als rührend, alles enthält, was eine Mutter ihrem geliebten Kinde nur immer Vortreffliches sagen kann, und die dem grundgelehrten Unterrichte der Dame des belles Cousines zum Gegenstück dienen mag. „Mein Sohn," sprach sie, als der Knabe schon im Hofe seines väterlichen Schlosses mit seinem Vetter und Gefolge reisefertig zu Pferde saß, „mein Sohn, du ziehst nun zu einem vornehmen Prinzen in den Dienst. So viel eine Mutter ihrem Kinde befehlen darf, empfehl ich dir 3 Dinge, so gut ich es vermag; erfüllst du diese, so wirst du

mit

*) Histoire du Chevalier Bayard. Paris 1616. 4. p. 8. u. s. f.

mit Ehren in der Welt leben. Das erste ist: daß du vor allen Gott fürchtest und ihm dienest, ohne ihn, so viel dir möglich, jemahls zu beleidigen. — Vertrau' auf ihn, und er wird dich nie verlassen. Das zweyte ist: sey freundlich und gut mit jedermann, und leg allen Stolz von dir. Diene willig jedem, der dich anspricht. Verläumde niemand, lüge niemahls. Halte dich nüchtern im Essen und Trinken, und fliehe den Müssiggang; denn der ist ein niedriges Laster. Werde nie ein Schmeichler, nie ein Zuträger, damit kommt niemand weit. Sey bieder in Wort und That. Halte, was du versprichst, unterstütze die Armen, beschütze die Wittwen und Waisen; und Gott wird dirs vergelten. Das dritte ist: was dir Gott beschert, theile willig mit den Dürftigen; denn glaube, mein Sohn! vom Allmosengeben ist noch niemad arm geworden: es kömmt dir hundertfältig wieder ein, was du austheilest. — Das ist alles, was ich dir in die Seele legen möchte. Ich und dein Vater werden nicht lange mehr leben, laß uns Gutes hören von dir in unsern letzten Tagen." — mit diesen Worten zog die gute Mutter ein Beutelchen aus der Tasche

sche

sche, worin 6 Goldstücke und eine Silbermünze waren, und gab es ihrem Sohn. Winkte dann einem der treusten Diener, gab ihm ein Päckchen mit Wäsche und andern Bedürfnissen für ihren Sohn, empfahl ihm ihr Kind und steckte ihm zwey Thaler in die Hände für den Knappenaufseher in Savoyen, daß er Acht haben möchte auf den Jungen, schluchzte ihrem Sohne noch ein Gott segne dich! nach, der dankend sein Pferd tummelte, und in froher Erwartung künftiger Dinge zum Schloßhof hinaus und in die weite Welt eilte.

Dieser Hausunterricht des jungen Bayard war nun freylich ein ganz anderer, als der Hofunterricht des jungen Saintre, aber nicht alle vornehmen Mütter waren so vernünftig, als die Mutter des Bayard, und nicht alle Hofdamen so gelehrt, wie Dame des belles Cousines. Die Höfe der Fürsten blieben daher noch immer die einzigen Schulen der sogenannten Courtoisie. Die Vorzüge, die von dieser Seite einen vollkommenen Ritter ausmachten, waren Bescheidenheit, Zärtlichkeit, Ehrerbietung, Treue, und der höchste Grad von Enthusiasmus für die Schönheit der einmahl gewählten Dame; und diese lernte

man

man damahls nirgends, als an den Höfen der Fürsten, wo immer ein großer Zusammenfluß von Damen und Rittern war, und wenn die ersteren die letzteren bildeten, so kann man leicht denken, wie genau und vollständig hierin ihr Unterricht müsse gewesen seyn, da ihr eigener Vortheil auf diesen Eigenschaften ganz beruhte. Und wirklich war dieser Geist der Rittergalanterie das einzige, was den Sitten der damahligen Zeiten einen etwas feineren Anstrich gab, und den sonst durchaus rauhen, kriegerischen, unbändigen, und beynahe unmenschlichen Charakter der Ritterschaft in etwas milderte. Er war das Werk des weiblichen Geistes, und vielleicht das dauerhafteste, dessen sich das schöne Geschlecht rühmen kann. Denn diese übertriebene Art der Verehrung des schönen Geschlechts erhielt sich bis auf unsere Zeiten, nur mit diesem einzigen Unterschiede, daß das, was bey den alten Rittern wirkliche, ungeheuchelte Verehrung und Ergebenheit war, bey den Liebesrittern unserer Zeiten ein bischen blauer Dunst, Grimasse und eine Art von mechanischer Fertigkeit in der sogenannten feineren Lebensart ist.

So vollkommen aber der Unterricht, den die

Damen ihren Zöglingen gaben, von der Seite der Liebe war, so mangelhaft war er von der Seite der Religion. Die Religion überhaupt war damahls ein Gemengsel von Irthümern und Aberglauben, was konnte sie nun gar in dem Kopfe eines Frauenzimmers seyn? Eine Art von religiöser Leichtgläubigkeit und Ehrerbietung für Legendenmährchen, Mirakel und geweihte Sachen war alles, was der Knabe lernte, und die seltsame Verbindung dieses Unterrichts mit jenem der Galanterie hatte noch die sehr natürliche Folge, daß der Knabe sich früh gewöhnte, seine Dame mit Gott zu verwechseln, und alles, was Bezug auf sie hatte, mit religiösen Augen zu betrachten.

Für diesen Unterricht, dessen der Knabe am Hofe eines fremden Ritters genoß, mußte er seinem Herrn alle kleineren Hausdienste leisten. Ihn auf der Jagd, beym Spatzirengehen begleiten, Bothschaften ausrichten, bey der Tafel aufwarten u. s. w. Was die junge Seele des Edelknabens vollends mit dem Geist der Ritterschaft vertraut machte, war das Beyspiel der Knappen und Ritter, das er täglich vor Augen hatte. Die

der

der Jugend natürliche Nachahmungssucht machte alle Spiele der Edelknaben unter einander zu Nachahmungen ritterlicher Uebungen. Sich aus ihren Mützen Helme machen, mit Wurfspießen nach dem Ziele werfen, einen Platz angreifen, den andere vertheidigten, sich einander ein Thor oder einen Durchgang streitig machen, waren ihre liebsten Spiele, wobey sie wohl zu Zeiten ein Schwert stahlen, und damit die Stärke ihrer jungen Arme an Hecken und Stauden versuchten.

Und eben dieser Wetteifer so vieler Edelknaben unter einander, dieses beständige Beysammenleben; diese durchgängige Gleichheit ihrer Gesinnungen und Leidenschaften, diese Gewohnheit, sich einander als Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters zu betrachten, stiftete in den Herzen der jungen Zöglinge manche innige Lebenslängliche Freundschaften, die sie sich einander im männlichen Alter durch Proben bewiesen, deren sich ein Damon und Pythias nicht geschämt haben dürften.

Dieser Edelknabenstand nun, den ich den ersten Grad des damahligen Ritterordens nennen möchte, war die erste Stuffe zur Würde des Ritters. Er dauerte 7 Jahre, und war ganz gemacht, ei-

nen Ritter zu bilden, wie man ihn nach den damahligen Zeiten haben wollte.

Sobald der Edelknabe sein 14tes Jahr erreichte, sah er mit Sehnsucht seiner Beförderung zum Knappen entgegen. Der Tag seiner Erhebung zu diesem zweyten Grad der Ritterschaft war nicht nur für ihn ein feyerlicher Tag, sondern auch ein Fest für seine Familie, und alle Ritter und Knappen. Er bekam an diesem Tage das Schwert, und diese Feyerlichkeit ist um einige Jahrhunderte älter, als selbst der wirkliche Ritterschlag. Der Zeitpunct, in welchem der Knabe mannbar wird, wo alle seine Naturkräfte in ihre Bestimmung und völlige Reife eintreten, verdiente allerdings gefeyert zu werden. Die Römer übergaben an diesem Tage ihren Söhnen die Prätexta, und schon die alten Deutschen gaben ihnen, wie wir gesehen haben, in einer feyerlichen Versammlung das Schwert. Die Gewohnheit, dergleichen für die Menschen wohlthätige Zeitpuncte zu Familienfesten zu machen, zeigt von einer dankbaren Aufmerksamkeit auf die Geschenke der Natur, und verräth wenigstens mehr wahres Naturgefühl, als der alberne Gebrauch, sich durch jährlich wie-

der-

derhohlte Glückwünsche an das Glück erinnern zu lassen, daß man allenfalls Paul, und nicht etwa Thomas, Christoph, oder Kilian heiße.

Der Edelknabe also der diesen glücklichen Zeitpunct erreicht hatte, ward von seinen Eltern und Anverwandten feyerlich in die Kirche geführt, hier hörte er eine Messe, während welcher seine Eltern mit Kerzen in den Händen opfern gingen. Nach Ende derselben führte man ihn hin zum Altar, auf welchem das für ihn bestimmte Schwert lag. Der Priester nahm dasselbe, weihte, segnete, und gürtete es dem jungen Knappen um die Lenden. Wenn zuweilen die anwesenden Mädchen das Amt, dem Knappen das Schwert umzugürten, verrichteten, so war es nicht mehr als billig, daß sie ihre Theilnehmung und Freude über einen Zeitpunct seines Alters äußerten, die für sie von solcher Wichtigkeit war. Man übergab ihm hierauf den Schild und die Lanze des Ritters, in dessen Dienst er nun erst feyerlich trat, und dessen Schild und Lanze zu bewahren, ein wesentliches Stück des Knappendienstes ausmachte. Die Sporen, die er ebenfalls jetzt zum erstenmahle bekam, waren nur

von Silber; denn die goldenen waren, wie wir hören werden, bloß den Rittern vorbehalten.

Nebst dieser Ceremonie hatte die Knappenstuffe schon ihre eigenen Gesetze und Regeln. In einem sehr seltenen, nur neunzehn Quartblätter starken Büchelchen, Ordre de Chevalerie betitelt, das ein abgelebter Ritter verfaßt, und als ein allgemeines Ritual und Gesetzbuch des Ritterordens an den französischen Hof geschickt hatte, und welches zugleich, seines mystischen Inhalts wegen, für die Liebhaber des Geheimnißreichen eine rechte Geistesweide abgeben würde, fand ich folgende Gesetze der Knappenschaft aufgezeichnet:

1tens. Die Wissenschaft und Schule der Ritterschaft besteht darin, daß der Ritter seinen Sohn in seiner Jugend reiten lernen lasse —

2. Ziemt es sich, daß des Ritters Sohn, während er Knappe ist, die Pferde zu besorgen wisse. Denn es ist billig, daß er vorher diene, und Unterthan sey, bevor er Herr wird. Nur aus dem Ritterdienste wird er den Werth und Adel der freyen Ritterschaft kennen.

3tens. Deßhalb soll auch jeder Ritter seinen Sohn in eines andern Ritters Dienste thun, da-

mit

mit er in seiner Jugend lerne, bey Tafel vorschneiden und aufwarten, den Ritter wappnen und kleiden. Denn gleichwie der, welcher ein Schneider oder Schlosser werden will, vorher als Lehrjunge bey einem Meister dienen muß, so soll auch jeder Edelknabe, der zum Ritterorden gelangen will, vorher bey einem Ritter als seinem Meister dienen; und gleichwie es unschicklich wäre, wenn ein Mensch, der ein Schlosser werden wollte, zu einem Schneider in die Lehre ginge, so wär' es auch ungeräumt, wenn ein Knappe die Pflichten des Ritterordens bey einem Manne lernen wollte, der nicht selbst Ritter ist.

4tens. Auch ist es dem Knappen nicht genug, daß er dem Ritter diene, die Pferde besorge, und mit ihm zu Turnieren und Schlachten ziehe: er muß auch die Pflichten des Ritterordens gleich andern Wissenschaften lernen, und man soll darüber ein eigen Buch halten, und ihm hierzu eigene Lehrer geben.

Das sind die Gesetze, die dieß Buch den Knappen vorschreibt, und wir werden sogleich sehen, wie genau der allgemein herrschende Gebrauch mit diesen Vorschriften übereinstimmte.

Sobald der Edelknabe Knappe war, bekam er ein eigenes Amt am Hofe seines Herrn. Die größeren Ritter hielten schon damals an ihren Höfen alle die Aemter, die nachher Reichswürden geworden sind. Sie hatten ihre Kämmerer, Mundschenken, Truchsessen, Mundbecker, Stallmeister, Kammerjunker u. d. gl. Alle diese Stellen wurden damals mit Knappen besetzt. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die damaligen Mundschenken den Ritter und seine Gäste wirklich mit Wein bedienten, die Truchsessen wirklich die Tafel deckten, auftrugen und trenchirten, die Kammerjunker den Gästen nach Tische wirklich das Waschbecken reichten, und Abends ihnen die Betten zu recht machten und die Stallmeister wirklich ihres Herrn Pferde besorgten. Der Leibknappe des Herrn, den man auch Ecuyer d'honneur nannte, und der im Kriege seine Fahne tragen, und seinen Waffenruf schreyen mußte, hatte unter ihnen den ersten Rang. Ueberhaupt waren die Knappen näher um ihren Herrn, man vertraute ihnen alle wichtigeren Geschäfte, alle geheimeren Aufträge, und die nähere Verwandschaft der Knappenstuffe mit jener des Ritters

ters

ters schien ihnen ein Recht auf das innige Vertrauen ihres Herrn zu geben. Wichtiger und schwerer, aber auch ehrenvoller war der Knappendienst zur Zeit eines Tourniers oder Kriegs. In solchen Fällen mußte der Knappe seinem Herrn die Rüstung anlegen, ein Dienst, der bey der entsetzlichen Menge von Theilen, aus denen eine ganze Rüstung bestund, wenigstens eben so viele Mühe und Geschicklichkeit forderte, als heut zu Tage eine Kammerjungfer braucht, um ihre Dame in eine vollständige Ballrüstung zu bringen, wobey aber zugleich das kleinste Versehen des Knappen, eine einzige, schlechtgeschnallte Schiene, dem Ritter das Leben kosten konnte. Auch die Sorge für die Pferde war ganz in den Händen der Knappen. Hierzu gehörte nicht weniger Geschicklichkeit, und Götz von Berlichingen rühmt sich in der Lebensbeschreibung, die er von sich selbst verfasset hatte, nicht wenig, daß er während seines Knappendienstes eher alle Pferde seines Herrn gezäumt und gesattelt hatte, ehe dessen 30 jähriger Knecht mit einem einzigen fertig werden konnte. *) Ferner

*) Lebensbeschreib. des Götzens von Berlichingen, Nürnb. 1731. 8. S. 19.

ner halfen die Knappen dem Ritter aufs Pferd, und hielten ihm die Steigbügel: sein Helm, sein Schild, sein Schwerdt, und seine Lanze waren in Fällen, wo er sie nicht brauchte, in ihren Händen. Sie hießen daher Schildknappen, oder Knappen, so wie auch der französische Name Ecuyer von Ecu (ein Schild) hergeleitet wird. In Deutschland hieß man sie insgemein Buben. *) Wenn der Ritter ausritt, ritten sie hinter ihm her, wie unsere Reitknechte und hatten sein Felleisen rückwärts aufgepackt. Im Kriege hielten sie sich fest hinter ihrem Herrn, beobachteten alle seire Bewegungen, versehen ihn, wenn es Noth war, mit den Waffen, oder mit einem frischen Pferde, parirten, so gut sie konnten, die Hiebe und Stöße aus, die ihn unversehens treffen sollten und suchten ihn auf alle mögliche Weise zu schützen, ohne jedoch selbst zu kämpfen, und die Grenzen einer bloßen Vertheidigung zu überschreiten. So vertraute auch der Ritter die Gefangenen, die er während einem Treffen machte, den Händen seiner Knappen an.

Alle

*) Ebendesselben Lebensbeschreib. S. 7. 11. u. f.

Alle diese Haus- und Kriegsdienste, so unbedeutend und vielleicht erniedrigend sie auch scheinen mögen, waren in den Augen des Knappen, so vornehm auch seine Abkunft immer seyn mochte, groß, heilig und ehrenvoll. Die hohen Begriffe, die man von dem ehrwürdigen Charakter der Ritterschaft allgemein hegte, veredelten die niedrigsten Dienste in seinen Augen, und er hielt es für eben so wenig erniedrigend, seinem Herrn beym Tische Wein einzuschenken, als es mancher fromme Fürst noch zu unsern Zeiten unter seiner Würde hält, einem Kapuziner, der bey ihm Hofkaplansdienste versieht, und den er bey (Tisch) Tafel statt eines Hofnarren braucht, früh morgens am Altare zu ministriren. Kurz der Knappe glaubte mit eben der Täuschung in seinem Ritter den ganzen ehrwürdigen Körper der gesammten Ritterschaft zu ehren, mit welcher noch heut zu Tage manche fromme Dame in dem Pantoffel des Pabstes die Religion selbst in eigener Person zu küssen glaubt. Ja wäre Pabst Hadrian IV. ein Ritter gewesen, Friedrich der Rothbart würde sichs ohne Befremdung seiner eigenen Zeitgenossen haben zur Ehre rechnen können, ihm den Steigbügel zu halten.

Die Knappenschaft war an und für sich nichts als eine Art von Noviziat, worinn sich jeder Knappe zum Ritter vorbereiten mußte. Und wirklich machte die ungemeine Stärke und Geschicklichkeit, deren ein Ritter damals im Kriege und bey Turnieren bedurfte, eine längere Vorübung nothwendig. Die Knappen ließen es auch darinn an nichts fehlen, und es ist unglaublich, und weit über die Begriffe unsers Zeitalters, zu welchem Grad von Abhärtung, Stärke und Geschicklichkeit sich es während dieser Prüfungszeit brachten. In der ganzen schweren Rüstung ohne Steigbügel auf ein Pferd springen, mit schweren Lasten einen hohen Berg hinanlaufen, das höchste gesattelte Pferd mit einer Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelknopf fassen, und sich über dasselbe, ohne es zu berühren, von einer Seite auf die andere schwingen, an zween nicht zuweit von einander stehenden Mauern, so hoch und schlüpfrig sie auch seyn mochten, mit bloß angestemmten Händen und Füßen hinanklimmen, oder an einer senkrecht an der Wand festgemachten Leiter bloß mit den Händen, oder auch mit einer Hand hinaufklettern, ohne je einen Fuß

in die Sprossen zu setzen, waren ihre gewöhnlichen Spielübungen, die freylich in unserm filigranisirten Zeitalter so selten geworden sind, daß wir sie höchstens nur noch für Geld zu sehen kriegen. Auf ihren Zügen mit den Rittern gewöhnten sie sich früh an alle Arten von Ungemach, sie lernten Hitze, Frost, Hunger, und sogar Verwundungen ertragen. Als Götz von Berlichingen während seines Knappendienstes bey Friedrich Markgrafen von Brandenburg in einer Schlägerey eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen hatte, und ihm nach 6 Tagen ein Ritt bevorstand, binnen welcher Zeit er besorgte, nicht heil werden zu können, so setzte er alle Tage seinen Eisenhut auf die Wunde, um sich, falls er nicht heil würde, an die Schmerzen zu gewöhnen. *) Außer diesen beschwerlichen Prüfungen, womit die Kandidaten der Ritterschaft ihren Muth und Stärke beweisen, suchten sie auch ihren Geist in allen Tugenden zu üben, die einem ächten Ritter unentbehrlich waren. Eine unerschütterliche Treue und Ergebenheit gegen

*) Lebensbeschreib. des Götzens von Berlichingen. S. 32—33.

gen ihren Herrn, die strengsten Grundsätze von Ehre und Redlichkeit, die tiefste Verehrung des schönen Geschlechts, und vor allen jene edlere Rittergalanterie, die aber zum Vorzug der damaligen Zeiten von den unsrigen, mehr in Handlungen als Worten bestand, waren von dieser Seite die Hauptgegenstände ihrer Bemühungen. Sie hatten an den Höfen der Fürsten, wo ihrer oft 50 bis 60 und wohl noch mehr beysammen waren, ihre eigenen Aufseher, oder wie Götz von Berlichingen sie nennt, Zuchtmeister, *) deren Amt es war, über ihre Aufführung und Bildung zu wachen.

Hatten sich nun die Knappen zu Hause in diesen Diensten und Beschäftigungen einige Jahre geübt, so mußten sie auch reisen. Der allgemeine Hang der Ritter zum ewigen Herumziehen auf Abentheuer steckte auch die Knappen mit der Liebe zum Vagabunden-Leben an. Es gab ihrer viele, die auf eigene Faust herumzogen, um sich Ritterverdienste zu sammeln. Der bekannte Ritter Ullrich von Hutten, der schon in seinem Knap-

pen-

---

*) Ebendaselbst. S. 15.

penstande nicht nur das Schwerdt, sondern auch die Feder so gut zu führen wußte, daß er sich mit dem einen den Ritterschlag, und mit der andern den Lorbeerkranz erwarb, zog schon in seinem 20. Jahre auf eigene Faust in den venetianischen Krieg, wo er, wie die Grabschrift, die er sich daselbst verfertigte, beweist, mit Armuth, Frost, Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte. *) Gab es keine Kriege, so zogen die Knappen, um sich Erfahrung zu verschaffen, in fremde Länder, besuchten fremde Höfe, beobachteten, sahen, lernten, und führten eigene Schreibtafeln bey sich, um alles merkwürdige oder nüzliche aufzuzeichnen, **) auch gaben sie an fremden Höfen, und selbst bey Turnieren nicht immer bloße Zuschauer ab. Denn sie hatten nicht nur ihre kleinen Waffenspiele, sondern es ward ihnen auch an dem Vorabend irgend eines großen Turniers erlaubt, in kleineren Kämpfen mit der Lanze (die man Joutes nannte) auf dem Turnierplaze öffentlich in Gegenwart der Ritter und Damen

*) Sieh den deutschen Merkur. 1776. S. 177.

**) Colombiere Theatre d'honneur. T. I. p. 86.

men ihre Kräfte gegen einander zu versuchen. Und derjenige, der in diesen Vorspielen des Turniers den Preis oder Dank erhielt, bekam bey dieser Gelegenheit nicht nur den lebhaftesten Vorschmack jener Ehre im großen Turniere zu siegen, außer der man damals nichts größeres kannte, sondern er hatte auch zuweilen, wenn er sich besonders auszeichnete, das Glück, des andern Tages beym großen Turniere schon als Ritter zu erscheinen. Wiewohl dieses Vorrecht den Knappen erst in späteren Zeiten eingeräumt ward, und als ein wirklicher Eingriff in die Ritterrechte mit unter die Ursachen gehörte, welche nach und nach die Ritterschaft in Verfall brachten.

Hatte nun der Knappe seine Zeit gedient, das heißt, hatte er sieben Jahre durch seinem Herrn alle obenerwähnte Dienste geleistet, und hatte er es in allen zu einem Ritter erforderlichen Eigenschaften zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß sein Meister mit ihm zufrieden war, so durfte er endlich hoffen, in den Tempel der Ehre eingelassen zn werden; denn dieses noch sehr gemäßigten Ausdrucks bediente man sich damals, um die Ritterwürde zu bezeichnen.

Ein

Ein und zwanzig Jahre waren die gesetzmäßige Zeit der Ritterstuffe, und wenn der junge Ritterzögling um diese Ehre von seinem Edelknabenstande an eben so lange, als Jakob um seine schöne Rahel dienen mußte, so ist es gewiß, daß ihm bey einer ähnlichen, oder wohl noch größeren Sehnsucht seine 14 Jahre eben so gut 14 Jahrh. scheinen mußten, als sie es jenem geschienen haben. Doch durfte er nicht immer so lange warten; eine höhere Geburt, besondere (Dienste) Verdienste um seinen Herrn, oder eine auszeichnende Geschicklichkeit und Tapferkeit im Turnier oder Kriegsdiensten konnten diesen für ihn so wichtigen Zeitpunkt seines Lebens beschleunigen. Die Prinzen von Frankreich machte man in der Wiege schon zu Rittern, andere erhielten die Ritterwürde im 17. oder auch 15. Jahre, und so wie die Ritterschaft abnahm, ward man in diesem Punkte gefälliger. Doch hegten einige von selbst so überspannte Begriffe von dieser Würde, daß sie sich derselben nicht eher würdig hielten, bis sie eine Reise ins gelobte Land, oder einen Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hatten.

Bayerische Staatsbibliothek München

VIII.

Beobachtungen
über
Oesterreichs Aufklärung und Litteratur
von
Blumauer.

In einem Staate, in dem von jeher Liebe zur Lectüre herrschte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärterem Theile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damm seit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durchbrechen bereits nahe war; in so einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hindernisse, und

die Erweiterung der Preßfreyheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren folgen.

Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. s. w. auf den Tod der seeligen Kaiserinn, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyerten. Der Werth dieser Gedichte, so verschieden er war, und so zweideutig er allemahl bei bloßen Gelegenheitsgedichten seyn muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmahl rege, und sie schien nur eine kurze Zeit, wie in einer kurzen Sturm prophezeihenden Windstille zu lavieren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreyheit auf einmahl in die Segel blies. Die kleine Schrift: über die Begräbnisse, die am ersten von dieser größeren Freyheit Gebrauch machte, war der Vorläufer, und gleichsam das Zeichen zum Angriff, das hundert Federn in Bewegung setzte. Man schrieb itzt, von allem, und über alles, man nahm den nächsten be-

besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber, und tischte ihn dem damahls noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher: für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein seyn, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damahls erschienen, würde ein Gemählde von der possierlichsten Composition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschüren hersetzen:

Ueber die Stubenmädchen in Wien.
Ueber die Kammerjungfern.
Ueber die Bürgermädchen.
Ueber die Halbfräulein.
Ueber die Fräulein in Wien.
Das Lamentabel der gnädigen Frauen.
Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leonischen Adels.
Ueber den hohen Adel in Wien.
Ueber Doctoren, Chirurgen und Apotheker.
Dem Hausherren im Vertrauen etwas ins Ohr.
Ueber die Kaufleute in Wien.

Ueber

Ueber die Dicasterianten.
Ueber die Stutzer in Wien.
Ueber die Kaufmannsdiener.
Ueber die Schneider.
Ueber die Bäcker.
Ueber die Peruckenmacher.
Ueber die Friseurs.
Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel.
An H. S*. Chef der Maulaffenloge auf dem Graben.
Ueber den Kleiderpracht im Prater.
Ueber die Unterhaltung bey der Tafel zu Schönbrunn.
Ueber den Schwimmer aus Tyrol beym Tabor.
Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Melling.
Ueber die Hetze.
Casperl, das Infect unsers Zeitalters.
Ueber das Nationaltheater.
Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden.
Ueber das Gratuliren.
Ueber die Kleidertracht.
Etwas für die schopfichten Wienerinnen.

Philosophie der Modeschnallen.
Ueber die Hochzeiten in Wien.
Das Gespenst auf dem Hofe.
Ueber den großen Brand der Magdalenakirche.
Ueber den Selbstmord bey Gelegenheit des Friseurs, der sich erschoß.
Ist der Antichrist blau oder grün?
Ueber die Bruderschaften.
Ueber die Kirchenmusik.
Ueber die Nonnen.
Ueber die Tracht der Ordensgeistlichen.
Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder.
Von Abschaffung der Weihnachtsmetten.
Ueber die Universität in Wien.
Die Gelehrten im Nasenlande.
Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen.
Ueber die zehn Kreuzer-Autoren.
Kaufts allerhand! Kaufts allerhand! Kaufts lang und kurze Waar! rc.

Alle diese Broschüren, davon die meisten in die Rubrik Maculatur gehören, und noch beyläufig dreymahl so viel, erschienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und gelesen. — Sie sind den Titeln nach

ein

ein ziemlich vollständiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der daraus Wien beurtheilen wollte! Die meisten erschienen blos des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweyten gelesen, und am dritten vergessen. Man glaube indessen ja nicht, daß man es bey einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechselte. Die Schrift: Ueber die Begräbnisse, die allerdings viel bessere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitschriften nach sich, bey welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Fast, Curatus zu St. Stephan, mit zweyen von Amtswegen verfaßten Gegenschriften seine rühmliche Schriftstellerlaufbahn eröffnete. Die Beyträge zur Schilderung Wiens, eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts, als ein den Gegenständen mehr angemessener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitschriften, und ihr haben wir den katholischen Unterricht des oberwähnten P. P. Fast in 10 Theilen, das Stück zu 7 Kreuzer zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfasser dem christlichen Fragbüchelunterricht des

16ten Jahrhunderts, der durch die neuen Normalbücher schon beynahe in Vergessenheit gesunken war, wieder auf die Beine geholfen hat.*) Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenstrauch, war eine der glücklichsten Autorspeculationen für ihn und die Herren, welche sich an ihn anhiengen. 25 Broschüren schlugen sich für und wider diesen Gegenstand, und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müssen. Von dieser Zeit an gingen die Manufacturen der Tagesproducte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die alles regierende Göttinn Gelegenheit, die sonst Juvenale und Butlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amusirte sich in Wien damit, zwey Bogen lan=

*) Der würdige Herr Probst Anton Witola hat in seinem zweyten Schreiben über die Toleranz diesen katholischen Unterricht nach Verdienst kommentirt.

langen Broschüren das Daseyn zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlichkeiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieser Speisen ward man in die Länge satt, und als man minder gierig zuzugreifen anfing, so war es eine Freude zu sehen, wie mancherley Schilde die Herren aushingen, wie einer des andern Küche verlästerte, wie einer den andern Schmierer schalt, und wie jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, den er mit den seinigen vermehren half. Allein der Käufer wurden demungeachtet weniger, die Verleger behutsamer und ekler, und vermuthlich würde die sichtbar zunehmende Lauigkeit des Publikums den Schreibern nach und nach das Handwerk gelegt haben, hätte nicht die Ankunft des Pabstes dem ganzen Schriftstellerwesen eine neue Schnellkraft und eine andere Wendung gegeben.

Diese zweyte Epoche eröffnete der inländischen Lit=

Litteratur eine tröstlichere, hellere Aussicht. Männer von bessern Köpfen standen auf, und selbst viele von denjenigen, deren Schriften bisher eben so unbedeutend waren, als die Gegenstände, welche sie behandelten, schienen nun zu beweisen, daß es ihnen vorher nur an Materie zum Schreiben gefehlt habe, und daß ihre Schreibsucht ihnen nicht Zeit ließ, auf eine bessere Wahl der Gegenstände zu denken. Freylich sucht der Schriftsteller von Beruf nicht erst den Stoff, wenn er sich hinsetzt zu schreiben, sondern der Stoff sucht ihn, und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nöthigt ihn, sich der Ideen, die sich über den einmahl gefaßten Gegenstand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, seinen Lesern mitzutheilen, und das ists, was seinen Beruf zum Schreiben ausmacht. Es gibt zwar, wie bekannt, einen noch dringenderen Schriftstellerberuf, als diesen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus seinen Früchten, und nie war er vielleicht kenntlicher, als an den unzeitigen Gewächsen, die er in der ersten Periode der Preßfreyheit, auf dem österreichischen Boden her-

vor-

vorbrachte. — Mit des Herrn Landraths Eybel Abhandlung: Was ist der Pabst? begann nun die neuere bessere Periode der inländischen Schriftstellerey. Eine deutsche, selbst dem Volk verständliche Abhandlung über einen Gegenstand, der bisher entweder bloß lateinisch, oder nur von protestantischen Schriftstellern deutsch, aber immer nur für Sachkündige allein behandelt worden war, würde auch ohne die freymüthige Einschränkung der päbstlichen Rechte, die ihren Inhalt ausmachten, Aufmerksamkeit zu einer Zeit erregt haben, wo der Gedanke Pabst in den Köpfen einer halben Welt, und vor allen in denen des Wiener Publikums ein ausschliessendes Recht zu walten hatte. Schon der Titel der Schrift war für das Volk, geistlichen und weltlichen, adelichen und bürgerlichen Standes, eine kühne vermessene Frage, unerhört in den älteren Katechismen, in welche man sich wohl jede andere Frage, nur niemahls die: Was ist der Pabst? erlaubt hatte. Noch weit unverzeihlicher schien der Inhalt, und fast allgemein war die Empörung derjenigen, welche in ihren Klöstern eine freylich ganz andere Lehre über diesen Gegenstand einge-

sogen hatten. Aber was diese Zeloten am meisten wider den Verfasser empörte, waren dessen sieben Capitel von Klosterleuten, die mit seiner Abhandlung über den Pabst zugleich erschienen, und gegen ihr unmittelbares Interesse gerichtet waren. Da sie nun gegen diese wenig oder nichts vorbringen konnten, so war es natürlich, daß ihnen die Schrift über den Pabst zum Ableiter ihrer Erbitterung dienen mußte. Sie donnerten von der Kanzel herab gegen den Verfasser, und P. Merz in Augsburg hielt in einer öffentlichen Kontroverspredigt Gericht über ihn. Nichts war bey dieser Gelegenheit lustiger anzusehen, als wie sich die Eiferer auf der Kanzel wandten, und krümmten, um dem Verfasser eins anzuhängen, ohne sich gegen die Grundsätze des Staats und der Censur, welche diese Schrift billigte, zu verstossen. Aber noch eifriger, und folglich noch gröber waren sie mit der Feder. Ein jeder, der dagegen schrieb, nannte seine Lehre echt und uralt, und bedachte unglücklicher Weise nicht, daß die Grundsätze des Mittelalters freylich, leider! uralt, aber die der ersten Kirche noch urälter, und folglich auch echter seyn. Kurz über

70 Schriften zogen allein für und wider diesen Gegenstand zu Felde, und das Resultat aller Gegenschriften war, daß sie des Verfassers Abhandlung, statt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter, und folglich gemeinnütziger machten. Dies bewies augenscheinlich der erstaunliche Absatz derselben, und die Eilfertigkeit, mit welcher sie ins Lateinische und Französische übersetzt ward. Sogar der Titel dieser Abhandlung schien Epoche zu machen; eine Menge Schriften erschienen von nun an in Gestalt von Fragen, und indeß der Verfasser selbst noch einige Gegenstände des Kirchenrechts auf diese Art behandelte, wimmelte es von fragenden Titeln. Man frug:

Was ist der Verfasser der Abhandlung: Was ist der Pabst?
Was ist der Kardinal?
Was soll der Pfarrer seyn?
Was ist die Religion?
Was ist die Kirche?
Was ist der Kaiser?
Was sind die Pflichten gegen Gott?
Was ist der Peter?
Was ist der Teufel?

Was sind die Wiener Schriften überhaupt? Und man würde vielleicht noch mehr gefragt haben, wenn das Antworten nicht so schwer wäre. Wenigstens machte ein Gegner dieser Herren Fragesteller die feine Bemerkung: daß ein Naar mehr fragen könne, als zehn Weise beantworten.

Noch eine Schrift, über welche bey Gelegenheit der Ankunft des Pabstes bis Ekel gestritten ward, war: Die Vorstellung an seine päbstliche Heiligkeit Pius VI. von Herrn Rautenstrauch. Der Ehrw. P. P. Fast, der sichs nun einmahl zum Geschäft gemacht zu haben scheint auf der erzbischöflichen Warte die Aspekten der Aufklärung am Wiener Horizonte zu beobachten, konnte diesen Irrstern nicht unangehalten vorbeylassen. Er glaubte an demselben durch sein altes Sehrohr eine Menge Flecken wahrzunehmen, und, ohne erst zu untersuchen, ob diese Flecken nicht etwa an den Gläsern seines eigenen Tubus befindlich seyn, ereiferte er sich dagegen in einem Tone, der in den Zeiten, da man mit Fäusten schrieb, einem Weislinger Ehre gemacht haben würde. Herr Rautenstrauch, der keinem seiner Gegner gern das

letzte Wort läßt, fing an Episteln an ihn zu schreiben, deren keine unbeantwortet blieb; und hieraus entstand jener artige Briefwechsel, der, wenigstens von Seite des Ehrw. P. P. Fasts einen herrlichen Beytrag zu deutschen Epistolis obscurorum virorum abgeben würde. Unstreitig bleibt Herrn Rautenstrauch bey diesem Handel die Ehre einer ungleich größeren Mässigung, und die noch größere, der Verfasser einer Schrift zu seyn, wie seine Vorstellung ist.

Es erschienen in dieser zweyten Schriftstellerperiode, welche den Papst zum Gegenstand hatte, noch mehrere sehr gut geschriebene Abhandlungen, deren Auseinandersetzung mich zu weit führen würde. Genug, aus allen zusammengenommenen, ergiebt sich der Schluß, daß sich von dem jungen Nachwuchs der Autoren — derjenigen versteht sich, die nicht Pfuscher sind — wenn nicht Schreibbegierde allein sie leiten, und Ueberlegung die aufbrausende Hitze mäßigen wird, noch viel Gutes hoffen läßt.

Mit dem Institute der Predigerkritiker begann für Wien eine neue Schriftstellerperiode, die sowohl wegen der Wichtigkeit des

Ge-

Gegenstandes, als ihrer unstreitigen Gemeinnützigkeit merkwürdig ist. Wie wichtig die Rolle eines Predigers, und wie groß der Einfluß eines öffentlichen Redners auf das Volk von jeher gewesen sey, beweiset die durch alle Nationen und Alter immer gleich fortlaufende Erfahrung von den Sophisten Griechenlands an, bis auf die herumziehenden Bußprediger unserer Zeiten. Unzählig sind die Beyspiele, daß eine schwärmerische Rede feige Memmen zu Helden, und gutwillige Schaafe zu reißenden Wölfen machte. Nicht selten haben Prediger ihre Macht über das menschliche Herz bis auf einen unerklärbaren Punkt getrieben; und daher kam es, daß man das, was sie von der Kanzel herab wirkten, so oft Mirakel nannte. Noch mehr: ein nur mittelmäßiger Redner läßt an unmittelbaren Einflusse auf sein Volk selbst den besten Schriftsteller weit hinter sich zurück. Nie wird ein Raynal seinen Lesern das werden, was Ziska auf seiner Tonne den Hussiten ward. Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Der Redner hat nicht nur alle Vortheile des Schriftstellers, sondern er hat noch weit mehr, um auf sein Volk zu wirken.

Die

Die Art, mit welcher beyde ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, ist unendlich verschieden. Das Mittel zur Wirkung ist bey dem Schriftsteller nur der todte Buchstabe, bey dem Prediger das lebendige Wort: der Prediger ist gegenwärtig, um jedes seiner Worte durch Ausdruck und Geberde zu unterstützen, und wirkt also auf zween Sinne zugleich: der Schriftsteller ist abwesend, bleibt ungesehen, und kann nur auf einen Sinn wirken. Der Redner wirkt auf Tausende zugleich, und hat da den wichtigen Vortheil, daß der gerührte Zuhörer den ungerührten bewegt, und das Beyspiel des größeren Theiles den kleineren mit ansteckt. Den Schriftsteller liest jeder allein, und der Leser sieht keine Mitgerührten um sich, die seine Empfindungen unterstützen oder heben könnten. Der Redner kann fortreissen, wo er will, und zurückhalten, wo es ihm beliebt: den Lauf des Schriftstellers kann jede Kleinigkeit hemmen, und seine Ruhepunkte werden mit einem Blick übersprungen. Das Publikum des Redners ist gleichartiger, es ist ihm mehr bekannt, um auf selbes zu wirken. Das Publikum des Schriftstellers ist die Welt, un-

endlich mannigfaltig an Denkart und Empfindungsvermögen, er kennt seine Leser nur nach dem allgemeinen Begriffe der Menschen, und hat nur entfernte, unbestimmte Mittel, um auf sie wirken zu können. Aus dieser Vergleichung, die allerdings noch weiter geführet werden könnte, wird es einleuchtend klar, daß der Prediger von ungleich größerem Einfluß seyn müsse, als der Schriftsteller, daß dieser nur nach und nach Proselyten machen, jener aber augenblickliche Empörungen veranlassen, und folglich gefährlicher werden könne, und daher in einem Staate eine noch weit strengere Aufsicht verdiene, als selbst der Schriftsteller.

Diese allgemeinen Betrachtungen, die, wie alles Allgemeine, ihre Ausnahme, und Einschränkungen wohl haben mögen, machen die bisherige gänzliche Censurfreyheit aller öffentlichen Predigten sehr auffallend, aber noch auffallender die Klagen derjenigen, die sich berechtigt glaubten gegen ein Institut zu murren, welches allein diesen Mangel einer öffentlichen Aufsicht einigermaßen ersetzen kann. Seit der Zeit, da die Pfarrer den Besitz der Kanzel mit den Mönchen zu theilen

len

len anfiengen, ist eine solche Aufsicht um so nöthiger, da man weiß, was für Aberglauben und Irrthümer diese Gattung Prediger nicht selten unter dem Volke verbreitet, und wie oft sie den Predigtstuhl zum Pranger der Pfarrer, der Obrigkeiten, und selbst ihrer Zunftgenossen, gemacht haben. Ist also das Institut der Predigerkritiker von dieser Seite ein unentbehrlicher Zaum, so dient selbes zugleich von der andern Seite den Predigern zum Sporn, mehr Fleiß auf ihre Predigten zu verwenden, und den Orden selbst zum Antrieb, ihre Subjekte besser zu wählen, und keinem eine Kanzel zu vertrauen, welcher unfähig ist, derselben Ehre zu machen. Diese strenge Auswahl ist um so nöthiger, da man leider! aus Erfahrung weiß, was für Subjekte nicht selten die Kandidaten der meisten Mönchsorden waren. Wenigstens hat mich selbst ein würdiger Professor einst versichert, und mit Vorweisung seiner Schullisten überzeugt, daß er seit vielen Jahren her, von zwey bis dreyhundert seiner jährlichen Schüler um die Hälfte des Jahrs immer ein Drittel mit Attestaten der zweyten oder gar der dritten Klasse ausgemustert,

 und

und in die Kapuziner- und Franziskanerklöster abgesetzt habe.

So einleuchtend nun die Nothwendigkeit irgend einer Art von öffentlicher Aufsicht über die Prediger jedem unbefangenen Kopfe seyn muß so nichtig sind anderer Seits die Gründe, welche die Vertheidiger einer unbeschränkten Kanzelfreyheit diesem Institute entgegen stellen. Alle ihre Gründe, in so mancherley Formen sie dieselben auch einkleiden, laufen immer in den Punkt zusammen: daß eine öffentliche profane Kritik das Ansehen des Worts Gottes entkräfte, und der Ehrerbietung, die man den Verkündern desselben schuldig ist, zuwider sey. Zween Einwürfe, die kaum einer Widerlegung werth sind. Erstens, ist wohl das alles Gottes Wort, was ein Prediger spricht? Ich traue jedem Prediger zu viel Ehrerbietung gegen seinen göttlichen Lehrer zu, als daß ich je glauben wollte, daß einer kühn genug sey, dem allerweisesten Wesen seine oft so unlogischen Schlüsse, seine Läppereyen, seine lieblosen Ausfälle, und seinen Legendenkram als eigen Wort unterzuschieben. Sind zweytens

tens selbst ihre Auslegungen des göttlichen Wortes immer logischrichtig, und dem Menschenverstande gemäß? man lese die wöchentlichen Wahrheiten der Kritiker, und man wird fast in jedem Stücke Beyträge zur Verneinung dieser Frage finden. Man halte die Textverdrehungen eines Bruders Gerundio *) ja nicht für übertrieben. So ungereimt selbe sind, so gewöhnlich sind sie nicht nur bey spanischen, sondern auch bey deutschen Predigern. Man höre zum Beweis ein Beyspiel aus einer Wiener Predigt welches eine kaum fünf Jahr alte Thatsache ist. Es war eine Fastenpredigt, in welcher der Pre-

di-

*) Franz Isla, ein spanischer Jesuit, auf dem der Geist des Cervantes ruhte, stellte im Jahr 1758 in seinem Kanzeldonquischotte, den er Bruder Gerundio nannte, den Predigern seiner Zeit ihr eigenes Ebenbild zum Spektakel dar. Dieses vortrefliche Buch, welches Bertuch unter dem Titel: Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas. Leipzig 1773. 2. Bände gr. 8. ins Deutsche übersetzt hat, ist die angenehmste und lehrreichste Lektüre für Prediger aller Nationen und Zeiten.

diger seine Zuhörer zur Enthaltung von Fleisch-speisen ermahnte, und ihnen den Abscheu vor den Fastenspeisen benehmen wollte. Unter andern Beweisen führte er das Beyspiel des jungen Tobias an: wie derselbe mit dem Engel in die Ferne gegangen sey, ein Mittel für das verlorne Augenlicht seines Vaters zu suchen, und wie er, als ihm der Engel einen großen Fisch gezeigt, vor demselben aus Furcht zurück gebebt, von dem Engel aber ermuntert worden sey, ihn herzhaft anzugreifen. „Also," fuhr der Prediger ohne zu lachen fort, „also auch ihr, meine Zuhörer, fürchtet euch nicht vor dem Tisch, ergreifet ihn herzhaft, er wird euch nicht beissen, u. s. w." Jede Textverdrehung ist kraftlos für den Verstand, und leitet zu Trugschlüssen, die den Mann, der sie einsieht, empören, statt ihn zu überzeugen, jedes Legendenmärchen macht den Prediger in den Augen des vernünftigen Zuhörers entweder zum Heuchler, den er verachten, oder zum leichtgläubigen Kinde, das er bemitleiden muß. Und dieß ist, womit Prediger selbst ihr Wort entkräften; die Kritik thut das Gegentheil, sie will, daß Gottes Wort in dem Munde der Pre-

diger nicht kraftlos werden soll. Und wie kann endlich eine öffentliche Rüge der Kanzelgebrechen der Ehrerbietung zuwider seyn, die man den Predigern schuldig ist? Jede Ehrerbietung, die nicht persönliches Verdienst zum Grunde hat, wird Satyre für den, dem sie erwiesen wird; man ehret den Mann des Kleides deswegen. Die Kritik will den Predigern nicht ihre Ehre nehmen, sie will ihnen Ehre geben: und giebt sie nicht dem Ehre: dem Ehre gebührt? —

Genug zur Apologie eines Institutes, dessen bescheidener Tadel nur dann aufhören kann, wenn die Prediger aufhören werden, ihm Stoff zum Tadel zu geben. — Das Institut selbst war eigentlich eine bessere Nachahmung eines ähnlichen Institutes in Prag, die Geisel der Prediger genannt, das aber, weil es seinem Endzwecke in der Ausführung minder entsprach, aufhörte. Die bloße Ankündigung dieses Instituts in Wien erregte schon Aufstand. Der verjährte Besitz einer bisherigen gänzlichen Unfehlbarkeit auf der Kanzel sollte nun dem Urtheile weltlicher Richter ausgesetzt seyn? P. Pochlin Lehrer der Beredsamkeit in dem erzbischöflichen

Alumnate, war der erste, der die bloße Ankündigung als eine Herausforderung ansah, und dem Feind, den er noch nicht kannte, beherzt vor die Stirne trat. Mit einem Feind anbinden wollen, den man noch nicht kennt, heißt nach der Regel der Kriegskunst — Tollkühnheit bey P. Pochlin war es, wie man aus seinem Fehdebrief, den er im Wiener Diarium seinen Gegnern zusandte, schließen konnte, Selbstgefühl seiner Stärke und Bewußtseyn seiner Unfehlbarkeit. Er lud seine sämmtlichen Gegner nach Vösendorf ein, um sich da mit ihnen auf der Kanzel zu messen, und das ungefähr in den Ausdrücken, deren sich einst der große Goliath gegen den kleinen David bediente. Die Gegner erschienen, die Predigt begann, und der Riese fiel noch vor dem ersten Stein aus der Schleuder seiner Kritiker. Er rafte sich auf, und zog nun als Schriftsteller aus, und fiel wieder, schwerer als zuvor Er kam nun in Person eines Fleischhackers, und that zum drittenmahl einen Fall, der nun deutlich bewies, daß es den Kritikern weit weniger Ehre gemacht habe, über so einen Gegner zu siegen, als es ihnen gemacht haben würde, wenn sie

nach

nach dem Fehdehandschuh eines Mannes, der so wenig Ritter war, gar nie gegriffen hätten.

So verdächtig nun P. Pochlin selbst durch diese Art zu streiten seine eigene Sache gemacht hatte, so fand er doch bald an dem mehrgedachten P. P. Fast einen würdigen Gehülfen. Dieser eifrige Mann, der den bisherigen Papierverderbern getreulich geholfen hatte, das weiße Papier zu vertheuern, und das gedruckte wohlfeiler zu machen, fand die Wachsamkeit der Censur über die Predigerwahrheiten unzureichend, und hielt es für Pflicht, über dieselben eine Art von Superrevisionsgericht zu halten. Es that dieß, und thut es noch jetzt in seiner katholischen Prüfung der Predigerwahrheiten, die bereits auf 9 Stücke gediehen, und in seiner bekannten Urmanier geschrieben ist.

Noch weit mehr ward dieses Institut von der Kanzel herab angegriffen. Es ward bald der allgemeine Gegenstand der öffentlichen Kanzelreden, und die meisten Prediger zeigten selbst bey dieser Gelegenheit deutlich, wie sehr es ihnen zur Gewohnheit geworden sey, die geheiligte Stätte zum Tummelplatz persönlicher Leidenschaften zu ma-

chen, und wie wenig die Heiligkeit des Ortes vor Entheiligung sichere. Kurz, sie bewiesen selbst, wie sehr sie einer öffentlichen Aufsicht vonnöthen haben. Das Auffallendste bey dieser Sache war, daß Männer, die im Predigeramte beynahe grau geworden, die ein Recht zu haben glauben, sich jüngern Predigern zu Lehrern und Mustern aufwerfen zu dürfen, gerade die lautesten Beweise von jugendlicher Hitze, und gereizter Leidenschaft gaben, und bey dem ersten Anlasse des kleinsten Tadels so ganz vergassen, daß Sanftmuth und Bescheidenheit die wesentlichsten Eigenschaften eines Verkünders der Lehre Christi seyn. Kurz, Männer, die von Amtswegen uns ermahnen, Unbilden mit Geduld zu leiden, konnten die Wahrheit nicht vertragen, und zeigten uns von Neuem die leidige, weite Kluft, welche die Worte von den Werken trennet.

Nun ein paar Worte von der Predigerkritik selbst! Der Endzweck dieses Institutes ist zweyfach. Es soll ein Zaum und ein Sporn für die Prediger, und ein Belehrungs- und Verwahrungsmittel für die Zuhörer seyn. Der erste Endzweck fordert freymüthigen, bescheidenen Tadel,

ohne

ohne Ansehung der Person, wo was zu tadeln ist, und gerechtes unpartheyisches Lob dessen, was Lob verdient. Der zweyte Entzweck fordert Aufklärung über Dunkelheiten, Zurechtweisung irriger Meinungen, Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen, nützlichen und schädlichen, abergläubischen und erbaulichen Religionsgebräuchen, genaue Kenntniß der geistlichen und weltlichen Gewalt, und der Grenzlinie zwischen beyden, und endlich das Zutrauen der Leser, dazu nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Mässigung und Bescheidenheit ein gegründetes Recht geben können. Daß die Predigerkritik viele dieser Forderungen erfüllen, ist unläugbar, aber auch eben so unläugbar ist es, daß sie noch weit mehr leisten könnten, als sie wirklich leisten. Wenigstens weiß ich nicht, was oft ein ganzer Bogen voll Persönlichkeiten von sich und den Predigern zur Erreichung des doppelten Endzweckes beytragen soll. Wozu die ewigen Repliken auf jeden Ausfall eines Predigers? Das Publikum weiß ohnehin, daß Prediger Menschen sind, und das alte Sprichwort: Wie man in den Wald schreyt, so halts wieder — so sehr es in

der

der Schriftstellerwelt Mode ist — soll wenigstens hier nicht statt haben. Der Schriftsteller, der von der Güte seiner Absichten überzeugt ist, hält sich bloß an die Sache, geht festen Schritts seinen Weg fort, und sieht sich nicht um nach dem Gebelle, das sich von dieser oder jener Seite hören läßt Nebst einer größeren Mässigung wäre den Verfassern auch oft mehr Klugheit in Ausrottung der Vorurtheile, und Betreibung des Aufklärungsgeschäftes zu empfehlen. Sie scheinen hierin oft zu hastig, und schneiden einen Knoten mitten entzwey, den sie nach und nach auflösen sollten. Das Werk der Aufklärung ist seiner Natur nach allmähligen Ganges: das Verlernen von Dingen, die einmahl fest in den Kopf gehämmert sind, fordert viel mehr Zeit, als das Lernen; und Aberglaube und Vorurtheil, die leisen Ganges geschlichen kamen, und nach und nach unvermerkt Platz griffen, lassen sich nicht auf einmahl aus ihrer Veste jagen, sie müssen so fortgeführt werden, wie sie gekommen sind. — Diese Erinnerungen schienen mir nöthig zu seyn, für ein Institut, das alles erfüllen muß, was man seiner Natur nach davon erwarten kann.

Die übrigen kleineren Schriften dieser dritten Periode waren meist ein leidiges Durcheinander. Gegenstände der Religion fingen wieder mit allerley Von und Ueber abzuwechseln an, und viele Schriften schienen nur der einmahl in Gang gebrachten Schreibegewohnheit der Hände ihr Daseyn zu danken. Und da, wie natürlich, der Kopf den Händen nicht immer folgen kann, so paßten einige jede Gelegenheit ab, und suchten ihre Schreibmaterialien auf der Gasse. Sobald der Pöbel was zu sprechen hatte, hatten sie was zu schreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brodkruste nagt, so nagte ihre Schreibsucht heißhungrig an jedem Gassenspektakel. Die öffentliche Arbeit der geschornen Verbrecherinnen war ihnen ein willkommener Stoff. Sogar die Musen mußten sich von ihnen zu diesem Gegenstande brauchen lassen, aber die Lieder, welche sie zur Welt brachten, sahen leider eben so aus, wie die Musen, welche sie zu Gesängen begeistert hatten. Wobey sie noch die lächerliche Irrung begingen, die Criminalverbrechen mit den Polizeybetretungen zu vermengen, und alle geschorne Verbrecherinnen für Gassenphrynen auszugeben, ver-

muthlich weil sie von ihren Gegenständen begeistert, es ihnen nicht ansahen, daß so eine Vermuthung die gröbste Satyre auf ihr eigenes männliches Geschlecht sey.

Dem unbefangenen Beobachter, der nun den gegenwärtigen Zustand des Schriftstellerwesens mit dem vorigen zusammen hält, und den Bezug desselben auf Religion, Staat, und Wissenschaften beobachtet, stellen sich von selbst folgende Beobachtungen dar.

Widerspruch war von jeher die Quelle neuer Entdeckungen in dem Reiche der Wissenschaften. Geschwindere Aufklärung, tiefere und gründlichere Kenntnisse, festere Ueberzeugung bey denen, auf deren Seite die Wahrheit ist, waren von jeher die unmittelbaren Folgen desselben. Der menschliche Geist gleicht einem Feuersteine, aus dem nur auf den Gegenschlag des Feuerstahles Licht fährt. Auf die nämliche Art, wie die Wilden in Amerika Feuer machen, erhielten die Europäer Aufklärung und Licht; sie rieben Geist auf Geist, wie jene Holz auf Holz. Widerspruch erzeugt Anstrengung des Geistes, öffnet neue Aussichten, treibt den Geist in unbekannte Gegenden, und

ver-

verlängert und verstärkt die Kette des menschlichen Wissens. Die Geschichte aller Wissenschaften bestätiget diese Wahrheit. Wo man am meisten widersprach, rückte man am geschwindesten vorwärts, daher der in Vergleichung mit anderen Wissenschaften kaum glaubliche Vorsprung, den schon die Griechen in der Philosophie machten. Wie eine Sekte gegen die andere verlor, gewann die Philosophie. Eben so im Fache der Religion. Die besten Schriften der Kirchenlehrer haben wir den Einwürfen ihrer Gegner zu danken; und daß in den finstern Zeiten des Christenthums der Widerspruch seine wohlthätige Wirkung verlor, das machten die römischen Censuren und Interdikte, die den menschlichen Verstand in Fesseln legten, und zur Unthätigkeit verdammten.

Wenn man nun diese Beobachtungen auf den Widersprechungsgeist unserer Zeloten, die sich gegen jeden neuen Vorschritt der Aufklärung, gegen jede zum Wohl der Menschheit gemachte Verordnung so sehr ereifern, anwendet, so ergibt sich der Schluß, daß diese Herren Widersprecher selbst durch die Blössen, die sie in ihren Widersprüchen nothwendig geben müssen, und durch die

tiefere Erörterung gewisser Dinge, die sie selbst veranlassen, sich ihren eigenen Fall bereiten, und an ihrer eigenen Grube arbeiten. Nichts ist lichtscheuer, als Aberglaube und Vorurtheil: sie bestanden von jeher nur durch den Schleyer von Ehrerbiethung, der sie umgab, und der den Verstand des Layen immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung davon zurückhielt: ihre Vertheidiger selbst halfen den Schleyer wegziehen, und die Art, mit welcher sie für ihre Götzen sprachen, brachte dieselben vollends um das Bischen Ehrwürdigkeit, das ihnen der sonst tolerante Menschenverstand noch gelassen hatte. Indessen hat die Wahrheit Ursache, selbst ihren Gegnern zu danken, daß sie ihr durch ihre Widersprüche Gelegenheit verschaften, mit den Strahlen ihres hellen Antlitzes die in heiligen Nebel gehüllten Popanzen, Aberglaube und Vorurtheil näher beleuchten zu dürfen.

Eine zweyte Bemerkung, die sich jedem Beobachter des inländischen Schriftstellerwesens von selbst aufdringt, ist diese: daß die Schriftstellerschaft — zumahl in Wien — von ihrer eigenthümlichen Würde sehr viel verloren, und zu einem beynahe verächtlichen Handwerk herabgesun-

ken ist. So viel Officia sordida die Römer hatten, und so eine Menge Schrifterlinge auch die Klagen eines Juvenal und Horaz bey ihnen vermuthen lassen, so fiel es ihnen doch nie ein, diese Gattung Beschäftigung unter die Officia sordida zu zählen; bey uns aber ist das Barometer der öffentlichen Hochachtung für die Schriftstellerey bereits auf so einen Grad gefallen, daß dieselbe, wenn man eine Klassification aller Beschäftigungen, nach Grundsätzen des römischen Rechts festsetzen wollte, sehr wahrscheinlicher Weise unter die Officia sordida zu stehen kommen würde. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes scheint theils in dem Zahlverhältniß der schlechten Schriften gegen die guten, theils in der Beschaffenheit der Personen zu liegen, welche sich mit Schreiben abgeben.

Unstreitig überwiegt bey jeder schreibenden Nation die Anzahl der schlechten und mittelmässigen Schriften weit die Anzahl der guten; steigt aber die erstere so hoch, daß die letztere darneben zu verschwinden anfängt, so muß die Achtung für die kleinere Zahl in eben dem Grade abnehmen, wie das Uebergewicht der grösseren zunimmt. Der

Grad des Verhältnisses zwischen beyden ist immer der Maßstab des allgemeinen Urtheils, und das lesende Publikum gleicht einem Fischer, der, wenn er unter zehnmahligen Angelwerfen nicht einmahl ein Fischchen fängt, diese Wasserstelle für fischlos hält, und weiter geht. Daß dieß der Fall der Wiener Schriften sey, bedarf leider! keines Beweises. Von dem ersten Aprill des vorigen Jahres an bis Ende September des gegenwärtigen, folglich in einer Zeit von 18 Monathen erschienen bloß allein in Wien 1172 Schriften, die Nachdrücke fremder Werke nicht mitgerechnet. Welch eine Zahl! und doch würde das Publikum noch um ein Paar hundert mehr zu sehen gekriegt haben, wenn es bloß auf den guten Willen der Autoren angekommen wäre. Angenommen nun, daß von diesen eilfhundert zwey und siebzig Schriften drey Viertheile — welches doch für jeden Kenner derselben das allerglimpflichste Postulatum seyn muß — mittelmässiges, oder schlechtes Zeug waren, so entsteht daraus ein Verhältniß von 293 guten, gegen 879 entbehrlichen, oder gar schlechten Produkten. Wenn wir nun weiter annehmen wollen, daß eine Schrift in die andere

ge-

gerechnet, nicht mehr als 10 Kreuzer gekostet habe — welches man in Rücksicht so vieler periodischen Schriften, und so vieler größeren Werke leicht annehmen kann, und wenn wir ferner voraussetzen, daß von jeder Schrift im Durchschnitt nur 200 gekauft worden sind, — so geben uns die sämmtlichen bisher erschienenen Schriften eine Summe von baaren 39066 Gulden 40 Kreuzern. Wenn wir nun von dieser Summe drey Viertheile, welche auf Rechnung der entbehrlichen Schriften kommen, abziehen, so ergibt sich daraus an unnütz verschwendetem Gelde eine Summe von 29299 Gulden 30 Kreuzern. Man rechne hiezu noch den mit Lesung dieser Schriften erlittenen Zeitverlust, und addire damit das Lucrum cessans von Ideen und Kenntnissen, mit welchen man während dieser Zeit den Verstand aus bessern Schriften hätte bereichern können, und urtheile dann, ob man dem Publikum die Verachtung und Geringschätzung so ganz und gar verargen könne, mit welcher dasselbe auf die heutigen Schriftstellerprodukte herabsieht. Indessen würde das Publikum sehr voreilig und ungerecht handeln, wenn es diese ganze unnütze Ausgabe bloß auf Rech-

der Autoren schreiben und glauben wollte, daß diese beträchtliche Summe von 29299 Gulden, nach Abzug der Druckkosten, ein reiner unverdienter Gewinn der Autoren gewesen sey. Nach dem hiesigen Verlegerfuß, der gerade für jene Autoren der schlechteste ist, die des Geldes am meisten bedürfen, fallen von jeder Schrift im Durchschnitt sicher zwey Drittheile reinen Gewinnstes in den Säckel derjenigen, die bey fremden Geistesgeburten Hebammendienste verrichten, das ist, die, um ein Geisteskind in die Welt zu setzen, ihre Hände, Maschinen und Windeln herleihen, oder sich wohl gar für den blossen Aufenthalt fremder Kinder in ihrem Gewölbe einen größern Zins, als je in Wien für eine Wohnung gezahlt wird, abreichen lassen. Nach diesem Zweydrittelfuß also kömmt von den obenangeführten unnützverwendeten 29299 Gulden ein sicherer Betrag von 19533 Gulden auf Rechnung der Verleger. Eine Summe, die jene große Bereitwilligkeit allerdings begreiflich macht, mit welcher dieselben noch immer fortfahren, jeder unreifen Geburt ohne Rücksicht auf derselben künftiges Schicksal an das Tageslicht

licht zu helfen, und sich der Schuld zu frühe entbundener Autoren theilhaftig zu machen.

Noch mehr als das blosse auffallende Verhältniß der schlechten Schriften gegen die guten schadet der Würde der Schriftstellerey die bekannte Beschaffenheit derjenigen, die sich mit Schreiben abgeben. Lesen und Schreiben können machte sonst die erforderlichen Eigenschaften des gemeinen Mannes aus, der bloß von Handarbeit lebt; itzt scheinen sie hinreichend, den Beruf des Schriftstellers zu machen, und so ist die Schriftstellerey zu einem Handwerk geworden, in dem jeder pfuscht, der gesunde und schreibfähige Hände hat. Pfuscherey veranlaßte von jeher den Verfall der Künste und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl schlechte Waare des Pfuschers, verschlägt die besser gearbeitete Waare des kunstgerechten Meisters, und dieser, weil ihm Niemand den größeren Aufwand von Zeit und Mühe auf seine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben, oder mit zum Pfuscher werden. Geschieht das, so nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Werth ab, das Handwerk fällt, und mit selbem die Achtung, die man sonst dafür hatte. Der Einwohner des Landes sieht, daß er

bey aller Wohlfeile der Waaren verliert, daß er nun alle Jahr neu anschaffen muß, was ihm sonst vier bis fünf Jahre gedauert hatte; er will wieder gute Waare, findet sie in seinem Lande nicht, kauft auswärts, und trägt das Geld aus dem Lande. Das ist beyläufig das Schicksal unserer inländischen Schriftstellerey. Es waren Zeiten, wo es bey uns wenig oder gar keine Schriftsteller gab, und der Lesebegierige mußte sich auswärts Nahrung seines Geistes suchen. Jetzt haben wir Schriftsteller die Menge, aber der Fall ist noch immer der nämliche, und wird es so lange bleiben, so lange zwey Drittheile der gesammten Schriftstellerzunft blosse Pfuscher sind. Bey den Handwerken hat man, um den bösen Folgen der Pfuscherey vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunstgerechten Meister in dem ausschließenden Besitz seiner Kunst handhabten, und den Pfuschern das Handwerk legten; die Schriftstellerey war in diesem Puncte von Anbeginn vogelfrey und ohne Schutz, und die Kritiker, die sich freylich manchmahl des bedrängten Autorwesens annahmen, und sich den Eingriffen der Afterautoren entgegen stellten, waren von je-

her

her eine viel zu schwache Schutzwehre, ein Volk von ihrem Gebiete hinan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Waffen der Vertheidiger desselben nur Gänsespuhlen sind, und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer gesetzgebenden Gewalt haben. Und dieser wehrlose Zustand der Schriftsteller ist es, der das Gebiet der Wissenschaften zum Tummelplatz jedes noch so unverschämten Federfechters macht, und der so viele litterarische Kleinhändler veranlaßte, ihre kurze Waare an allen Orten auszukramen. Der Name Schriftsteller hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits so viel von seiner ursprünglichen Würde verloren, daß er anfängt entehrend zu werden, und wenns noch länger so fortgeht, Gefahr läuft, in Oesterreich eben so gut ein Schimpfname zu werde, als der Name: Fur bey den Römern ward. Bald wird ein Autor, dem sein guter Name lieb ist, Anstand nehmen, mit Leuten dieses Gelichters einerley Kleid zu tragen, und in einer Gesellschaft zu erscheinen, die so übel berüchtigt ist. Er wird sich zurückziehen, und dem Pfuschergesindel ein Gebiet überlassen, von dem der gesittete Mann wie von einer Jedermannsschenke spricht. Das Pub-

kum kann diesem Uebel allein zuvorkommen. Es ist der einzige Herr, den das Autorvolk als seinen Richter anerkennt, der einzige, dessen Gesetzen sich der Schriftsteller und Pfuscher unterwerfen muß. Es herrschet unumschränkt über alle Werke des Geistes, und entscheidet über des Schriftstellers Leben und Tod. Wenn nun dieses Publikum, das im Schauspielhause seine Rechte so streng und unerbittlich ausübt, so leicht zum Mißfallen gereizt wird, und so geschwind fertig ist, ein langweiliges Stück, oder einen schlechten Schauspieler auf der Bühne auszuzischen; wenn dieses Publikum auf der größeren Bühne der Litteratur eben so wenig seiner Rechte vergässe, die unberufenen Gaukler auf derselben nicht duldete, ihre Bockssprünge und Balgereyen nicht belachte, und das Possenspiel, das diese Schriftstellerbande wöchentlich zweymal im Wiener Diarium ankündiget, nicht theuer bezahlte, so würde die Pfuscherey von selbst aufhören, und die Schriftsteller würden ihr voriges Ansehen wieder erhalten.

Ueberhaupt trägt die hier eingerissene Mode alles, was man gedacht, beobachtet oder entdeckt

hat,

hat, flugs in Broschüren, oder kleinen fliegenden Blättern, in die Welt zu schicken, vieles zur Verkleinerung der Ehre unserer Litteratur bey. Diese Methode ist allerdings sehr nützlich, um richtige Begriffe und Meinungen von gewissen Gegenständen beym Volke in Umlauf zu bringen, aber von allen Sachen ohne Unterschied so was Summarisches auf einen, oder zween Bogen hinschreiben, heißt die Wissenschaften sehr geringfügig behandeln. Was ist leichter, als ein Paar Bogen mit hundertmal gesagtem Zeuge vollzuschreiben, das Ding gedruckt unter einem Titel, der oft das Beste am ganzen Werk ist, am nächst besten Gewölbfenster eines Verlegers aushängen zu lassen, und dann auszurufen:

Anch'io son pittore!

Ich will damit, daß ich den Greuel der Autorpfuscherey gerügt habe, nicht sagen, daß ein junger fähiger Kopf, der was gelernet hat, es aus eigenem Antrieb nie wagen soll, sein Glück auf dieser Bahne zu versuchen; es wäre lächerlich, wenn er, um sein Talent gemeinnützig zu machen, auf eine dringende Sendung warten wollte, um sich, im Fall es ihm mißlänge, darauf

be-

berufen zu können. Ein Pfuscher ist nur der, der es nicht beym ersten verunglückten Versuche bewenden läßt. Denn leider! giebt es Versuche, die einen traurigen Beweis von ihres Urhebers gänzlichem Mangel aller Autorfähigkeit abgeben, und denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß aus den Begriffen, die sich in des Verfassers Kopf herumtreiben, nie was werden wird, und nie was werden kann;

licet nonum premantur in annum.

Und solche Versuche, zumal wenn sie wiederholt werden, kann weder Sendung noch irgend ein anderes Mittel vor dem verdienten Vorwurfe der Pfuscherey schützen.

Noch eine Bemerkung, die bey der Vergleichung unserer Litteratur mit der auswärtigen mancherley Aufschlüsse geben kann, ist diese, daß in Wien ein großer Theil der besten Köpfe gar nicht schreibt; indessen auswärts fast kein Stand, kein Amt, keine öffentliche Bedienstung ist, die nicht den Namen Schriftsteller zum Nebencharakter hat. Diese Ungleichheit läßt sich theils aus der verschiedenen Grundverfassung der Stände, theils aus Verschiedenheit des hier und dort herr-

schenden Tones erklären. Bey uns nährt fast jedes Amt seinen Mann hinreichend, und er hat nicht nöthig die Schriftstellerey zur Nebenquelle seiner Einkünfte zu machen; auswärts ist die Autorschaft bey den meisten — zumal geistlichen Aemtern — zu einer Art von nothwendiger Nebenindustrie geworden, die nicht wenigen helfen muß, ihr jährliches Einkommen mit ihren Bedürfnissen in das gehörige Verhältniß zu bringen. Im Ausland ist die Schriftstellerey der gewöhnlichste, sicherste Weg zur Beförderung, bey uns war sie es wenigstens allgemein nicht. Auswärts ist Lesebegierde und Liebe zu den Wissenschaften ein herrschender Ton, bey uns sind beyde nichts weniger, als das, nnd scheinen leider! noch größtentheils als eine gelehrte Handwerkssache betrachtet zu werden. Auch scheint der Schriftstellername im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu seyn, als er es bey uns — einst wegen Mangel an Schriftstellern war, und itzt — wegen Ueberfluß an selben ist. All dieses zusammengenommen mag hinreichend seyn, jene — zwar für den Staat, nicht aber für die Litteratur — tröstliche Bemerkung aufzuklären, daß

Wien eine weit größere Anzahl vortreflicher Köpfe, als vortreflicher Schriftsteller habe, daß mancher Schriftsteller hier oft weit mehr solche Leser finde, zu denen er in die Schule gehen könnte, als solche, die von ihm lernen, und daß man also sehr weit irre gehen würde, wenn man den Grad der allgemeinen Aufklärung in Wien bloß nach den Schriften dieser Stadt bestimmen wollte; eine Bemerkung, welche — so wahr sie ist — meines Wissens noch jeder fremde Reisende, der von Wien schrieb, zu machen vergessen hat.

Ich will hier eben nicht untersuchen, ob es für jeden guten Kopf Pflicht sey, seine Talente so viel möglich gemeinnützig zu machen, ob bey einer so großen Ungleichheit der Geistesgaben, bey deren Austheilung die Natur meist, eben so willkührlich, als bey Vertheilung der Glücksgüter zu Werke zu gehen scheint, der Aermere an Geist nicht ein Recht auf die Geistesfreygebigkeit des andern habe, ob sich der Reichere, der mit Schätzen kargt, bey deren Vertheilung er nichts verliert, nicht einer noch größeren Filzigkeit schuldig mache, als der Geitz-

hals, der nicht freygebig seyn kann, ohne selbst weniger zu haben, und ob der mit seinem Wissen kargende Geist sich der Gelegenheit nicht selbst beraube, eine Wohlthätigkeit der edelsten, höchsten Art auszuüben; eine Wohlthätigkeit, die, jemehr man sich verschwendet, desto mehr vervielfältiget wird, die sich über Millionen Menschen zugleich verbreitet, und von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ganzen Nationen und Menschenalter sich forterbt. Zugegeben, daß all dieß nur für sehr wenige Fälle entscheidend seyn könne, um die Schriftstellerey zur Pflicht zu machen, so ist doch gewiß, daß der Einwurf: es werde ohnehin genug geschrieben, im Allgemeinen eben so wenig für das Gegentheil entscheide. Die vortreflichsten Werke der größten Geister erschienen zu einer Zeit, da man viel schrieb, und der menschliche Geist würde, im Ganzen genommen, wenigstens um zwey Drittheile ärmer seyn, wenn die reichsten Geister aller Zeiten, während sie die minder Bemittelten unter sich kleine, oder gar falsche Münze mit vollen Händen auswerfen sahen, mit ihren Gold- und Silberstücken hätten zurückhalten wollen.

Ich weiß, wie leicht dergleichen allgemein gesagte Wahrheiten mißverstanden werden können, und was für Unheil sie anrichten würden, wenn selbe Leute auf sich anwenden wollten, denen sie nicht gesagt sind.

„Ich ersuche daher alle und jede — die vielleicht eben itzt, trotz ihrer Geistesarmuth, im Begriff sind, die vorräthige kleine Münze in allen Winkeln ihres Verstandeskastens zusammenzusuchen, um uns dieselbe in papierenen Beuteln an die Köpfe zu werfen — sich ja in keinen Aufwand zu setzen, sondern zu bedenken, daß alle Gold-, Silber- und Kupfermünzen, welche ihre Eigenthümer vorlängst in Umlauf gebracht haben, bereits vielmal bezahlt sind, und daß es unchristlich sey, eine fremde Waare, die schon mehr als hundertmal bezahlt worden, sich wieder von neuem bezahlen zu lassen. Und da die Geister, welche Gold machen können, ohnehin so wenig, und der gelehrten Beutelmacher so viele sind, so gelanget in unsern goldarmen und beutelreichen Zeiten an die sämmtlichen Herren, in deren Köpfen kein eigenes Gold geprägt, wohl aber das fremde in Rauch aufgelöst wird, unsere

sere flehentliche Bitte, daß dieselbe doch geruhen möchten, die ohnehin schreckliche Menge der goldleeren oder — wie der Landmann sich ausdrückt — lichten Beutel zu beherzigen, und dieselben nicht ferner mit neuen zu vermehren, sintemalen sonst diese ihrer Bestimmung nach so edlen Ideenbehältnisse noch immerfort das klägliche Schicksal würden erfahren müssen, von unbarmherzigen Händen in Tabaksbeutel, und Käs- und Gewürzfutterale verwandelt zu werden. Wovor sie der Himmel bewahren, und mit seiner Allmacht gnädigst beschützen wolle!"

Noch ein Umstand, der unsere Litteratur in ihrem Fortgange zurückhält, ist die unter uns eingerissene Gewohnheit, fremde auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Produkten und Beyträgen zu bereichern, und den ohnehin großen Mangel unserer Litteratur an derley kleineren Arbeiten noch mehr zu vergrössern. Es war eine Zeit, wo die wenigen inländischen Gelehrten in den periodischen Blättern unsers Landes keine anständige Gesellschaft fanden, in der sie mit Ehren erscheinen konnten, und sich also eine bessere in auswärtigen

Blät-

Blätter suchen mußten; nicht selten nöthigten sie auch die größere Strenge der Censur, Aufsätze, die hier bedenklich waren, auswärtigen Blättern zu überlassen, und einige unter ihnen suchten — was vormals kaum zu verdenken war — eine Ehre darinn, in den gelehrten Blättern einer Litteratur zu erscheinen, die der unsrigen, ihres großen Vorsprungs wegen, von jeher den Ton angab. In wie weit diese Ursachen die unsere Litteratur um so manches schätzbare Eigenthum brachten, noch itzt fortwähren, will ich nicht untersuchen, gewiß ist es indessen, daß wir sehr viel dabey verlieren, und so lang diese Gewohnheit währet, nie ein gutes periodisches Blatt werden aufweisen können. — Das Verhältniß, in welches wir uns selbst durch unsere Beyträge mit den Auswärtigen setzen, ist auffallend ungleich und gegen alle Regeln eines gesellschaftlichen Vertrags: wir geben ihnen Beyträge, sie geben uns keine, wir schenken ihnen unsere Arbeiten, um selbe wieder von ihnen um unser Geld kaufen zu können. Was Wunder also, daß wir ihnen damit willkommen sind? Würde dadurch unsere eigene Litteratur nicht zurückgesetzt, so

möchte dieß alles noch hingehen, aber seinem Vaterlande den Rock ausziehen, um ihn andern, die so viele Röcke haben, zu schenken, ist der Ahndung jedes Patrioten werth. Nie wird unsere Litteratur vorwärts rücken, nie wird sie sich ihren Schwestern bemerkenswerth und nothwendig machen, wenn nicht Gemeingeist unter ihren Schriftstellern herrscht, — Und doch, wie leicht könnte sie das? Ist nicht Wien der Mittelpunct um den sich Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen? Ist es nicht — zumahl itzt — das Augenmerk von ganz Europa? Haben Philosophie und Wissenschaften daselbst nicht einen viel weiteren Wirkungskreis? Ist Aufklärung nicht in vollem Gange, und stehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze? Sieht nicht alles auf uns, und haben nicht selbst auswärtige Schriftsteller bekennet: wenn die deutsche Litteratur, wie sie itzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weiter geführt werden? — Aber wenn unsere besseren Schriftsteller nur für das Ausland arbeiten, wenn sie die kleineren Bäche ihres Mutterlandes in ausländische Flüsse leiten, wenn

Dichter ihre auf mütterlichem Boden erzeugten Blumen in auswärtige Beete verpflanzen, wenn selbst der Inländer die Manufacturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus Schlözers Staatsanzeigen, und die Talente seiner Landesleute aus fremden Journalen kennen lernen muß so läßt sich von der inländischen Litteratur nie ein wahres Fortkommen hoffen, und wenn sich auch im Ausland hundert allzeitfertige Verleger fänden, die — wie izt erst unlängst einer — alle unsere Zehnkreuzerbroschüren nachdruckten.

Ueberhaupt stehen alle übrigen Verfassungen unsers Landes auf einer ungleich höheren Stuffe der Vollkommenheit, als der Zustand unserer Litteratur, und die in so manchem Betracht colossalische Größe unseres Staates macht mit der litterarischen Kleinheit desselben einen sehr auffallenden Contrast. Der österreichische Staat, der sich sonst überall in männlicher Stärke darstellet, wird im Fache der Litteratur noch stets für unmündig angesehen, und muß sich noch immer gefallen lassen, von fremden ungebetenen Geistesvormündern theuer bezahlte Leitung anzunehmen. Das Lesen ist einmahl bey uns zum Bedürfniß

ge-

geworden, fast jeder nur halb bemittelte Privatmann hält sich — wärs auch nur um ein Paar Zimmerwände damit zu tapeziren — eine kleine Bibliothek: wer nur lesen kann, hat wenigstens ein halbes Dutzend Bücher, und dieser Handlungsartikel, der nun bey uns so wichtig zu werden anfängt, ist gerade der einzige, der uns den Ausländern am meisten zinsbar macht. Für die mehresten Handlungszweige haben wir inländische Manufacturen, die das Geld im Lande erhalten, und uns die Waaren der Ausländer entbehrlich machen sollten, unsere Büchermanufacturen aber, welche den edlen Zweck haben, für die Geistesbedürfnisse des Landes zu sorgen, sind leider! noch in sehr mißlichem Stande, und die beträchtlichen Summen, die wir jährlich den Niederdeutschen, den Engländern, Franzosen und Holländern, baar bezahlen müssen, beweisen deutlich, wie unentbehrlich uns ihre gelehrten Waaren sind, und wie wenig noch unsere Manufacturen zureichen, um uns mit ihnen durch Tauschhandel in ein Gleichgewicht setzen zu können. Ueberhaupt scheint mir, habe man die Litteratur selten oder gar nie von dieser Seite betrachtet

und doch liese sich meines Erachtens arithmetisch beweisen, daß der Gegenstand wichtig genug ist, um in Betrachtung gezogen zu werden. Wenigstens lehrt uns die Erfahrung unseres eigenen Schadens, daß diejenigen Mächte, welche früher, als wir anfingen, die Litteratur und Wissenschaften ihres Landes zu begünstigen, und zu heben, sich nicht verrechnet haben, wenn sie von ihrer Bemühung nebst dem unsichtbaren Zuwachs von Ruhm und Ansehen, auch einen sehr sichtbaren und handgreiflichen Zuwachs von fremdem Gelde erwarteten; und lag auch diese Absicht nicht in dem Plan ihrer zum Besten der Wissenschaften gemachten Einrichtungen, so mußte sie doch der Erfolg davon überzeugen, daß die Summen, welche sie dazu verwendet hatten, auf sehr gute sowohl unsichtbare als sichtbare Zinsen ausgelegt waren. Und wenn man das allgemeine Verhältniß der Staaten unter einander als eine immerwährende Ebbe und Fluth betrachtet, in welcher eine Masse die andere drängt, und wie eine Macht abläuft, die andere vordringt, wo jede Blöße, jeder Abgang, jedes noch so unbeträchtliche minus das allgemeine Gleichgewicht stört;

wenn

wenn man annimmt, daß diese Massen des Staates unaufhörlich gegen einander streiten und wirken, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, so ist es gewiß, daß auch die Wissenschaften auf jene Waage gehören, auf welcher ein Staat sein Gewicht gegen den andern abwägt, und daß sie sowohl von Seite der Ehre als des Gewinns einen nicht unbeträchtlichen Theil davon ausmachen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese auf wahre Verhältnisse gegründete allgemeine Beobachtungen fortsetzen, dem Faden aller daraus möglichen Folgerungen nachgehen, und die Anwendung derselben auf jeden Zweig der Litteratur und alle damit verbundene Gegenstände und Einrichtungen auseinandersetzen wollte. Jeder Geist, der Licht genug in sich hat, aus einer allgemeinen Wahrheit, wie die Sonne aus ihrem Mittelpuncte, den ganzen Umkreis der ihn umgebenden Gegenstände zu beleuchten, kann das von selbst. Genug, daß sich daraus der wahre Schluß ergibt, daß zum Besten der Wissenschaften nie zu viel gethan werden kann, und daß ein Staat, der bereits auf einer gewissen Stuffe von Größe und Vollkommenheit steht, den Gip-

fel derselben nur durch den höchstmöglichen Grad von Aufklärung erreichen könne.

So schwer es auch immer seyn mag, den allgemeinen Grad der Aufklärung eines großen Staates zu bestimmen, so wird der aufmerksame Beobachter, der dem Wechsel der menschlichen Meinungen und herrschenden Begriffe nachspürt, und die gegenwärtige Beschaffenheit derselben mit der vorhergegangenen zusammenhält, gleichwohl Data finden, aus denen sich, wo nicht die Stuffe der Aufklärung, doch sicher das Mehr oder Weniger derselben berechnen läßt. Gewiß ist es, daß die Toleranzedicte und kirchlichen Verordnungen unseres weisen Monarchen, die erweiterte Censurfreyheit, und selbst die dadurch veranlaßte Menge von kleineren Gelegenheitsschriften vieles zur allgemeinen Aufklärung beytragen mußten.

Denn die Toleranzedicte hatten gleich diese Wirkung, daß sie einen großen Theil unsers Volkes, wenn gleich nicht über alle, doch wenigstens über viele Gegenstände die althergebrachten Vortheile erkennen machten.

Die durch die Toleranzedicte veranlaßten Hirtenbriefe einiger — obschon weniger — wahr-

haft eifriger Bischöfe waren ein näherer Schritt zur Verbannung dieser nämlichen Vorurtheile, die Jahrhunderte lang den Geist der Gläubigen eben so sehr, als die Religion selbst, abgewürdiget hatten. Freylich hatten diese Briefe den Klosterglauben — das ist, denjenigen Glauben, welchen der Mönchsgeist zur Beschäftigung seiner übervollen Muße, und zur Handhabung seiner Privatvortheile auszuhecken, und mit allen Auswüchsen einer gewaltsam verdrehten Phantasie zu durchweben für gut befunden hat — wider sich, und mußten ihn wider sich haben; allein was auch dieser Klosterglaube dagegen vorbringen mag, so ist doch gewiß, daß jeder nur halbgesunde Menschenverstand, wenn sich ihm am Scheideweg auf einer Seite die Religion, in dem vielfärbigen mit Flitterwerk beladenen Gewande, womit sie der Mönch behänget, und diese Religion auf der andern Seite, wie der vortrefliche Salzburger Hirtenbrief sie schildert, in ihrem einfachen, weißen, makellosen Kleide zur Wahl darstellte, nicht einen Augenblick Anstand nehmen würde, von dem ersten Bilde sich wegzuwenden, und das letzte mit Inbrunst zu umfan=

fangen. Ueberhaupt wäre nichts geschickter, um den Abstand gewisser mönchischer und leider! auch — nicht mönchischer — Lehren, jedem noch so trüben Blicke anschaulich zu machen, als wenn man die vortreflichen Grundsätze dieses Hirtenbriefes jenen entgegensetzte, und es wäre zu wünschen, daß irgend ein aufgeklärter Theolog die Mühe auf sich nähme, den auffallenden Abstand beyder Lehren in einer ausführlichen Parallele zu zeigen.

Die kaiserlichen Verordnungen, welche die Bischöfe des Landes in ihre ursprünglichen Rechte wieder einsetzten, verschafften denselben alle nur mögliche Gelegenheit, sich um die allgemeine Aufklärung verdient zu machen. Sie haben nun Mittel, deren weiser Gebrauch sie an dem Geiste der Gläubigen ihres Kirchensprengels nothwendig zu Wohlthätern machen muß. Und wenn gleich viele Bedenken tragen, Gebrauch von Rechten zu machen, die ihren Vorfahren, einst so heilig, und mit ihrem Amte so wesentlich verflochten schienen, so läßt sich doch von dem Beyspiel der Wenigen, die bereits anfingen, sich ihrer hergestellten Macht zum Wohl ihrer geistlichen Unter-

terthanen zu bedienen, noch immer eine Wirksamkeit auf die Uebrigen hoffen, welche lieber Sachwalter einer fremden Gewalt, als Verwalter ihrer eigenen sind: und wird auch diese Erwartung vereitelt, so bleibt doch der tröstliche Gedanke zur Aussicht, daß jene Urkunden wiedererlangter Rechte, welche die gegenwärtigen Besitzer in ihren Archiven mit der Ueberschrift ἀνέχε καὶ ἀπέχε versiegelt und unberührt liegen ließen, ein zurückgelegter Schatz für ihre Nachfolger sind, welche nicht Anstand nehmen werden, mit diesen für das Wohl der Menschheit so wichtigen Geschenken zum Besten der Religion, des Staates und der allgemeinen Aufklärung zu wuchern.

Die Aufhebung einiger Ordensgemeinden, die Verminderung und Einschränkung der übrigen Mönche, die Verpflichtung derselben, ihre wissenschaftliche Ausbildung einer öffentlichen Aufsicht zu unterwerfen, sind eben so viele günstige Vorboten der Aufklärung, deren wohlthätigen Einfluß die kommenden Generationen mit Dankbarkeit segnen werden. Der Mönchsgeist war von jeher ein Mehlthau für die Blüthe der Wissen-

schaften, und der ungünstige Einfluß desselben benahm fast allen Zweigen der Gelehrsamkeit Saft, Fruchtbarkeit und Gedeihen. Unmöglich konnten auf einem so engumzäunten Boden die Sprößlinge der Wissenschaften zu Bäumen heranwachsen, und ihre Aeste in die Lüfte verbreiten, und wem ist nicht aus der Geschichte bekannt, zu was für verwachsenen, dornichten, und an der Erde hinkriechenden Gesträuchen Philosophie, Theologie und Kirchenrecht auf mönchischem Grund und Boden geworden sind? Es ist nicht nöthig, die Ursache dieses allgemeinen Mißwachses in der bestimmten, kaum zu vermuthenden Absicht zu suchen, vermöge welcher die Mönche darum alle Keime der Aufklärung sollen erstickt haben, um die allgemeine Lichtmasse der Staaten in einer zu ihrem Vortheil verhältnißmäßigen Dämmerung zu erhalten — eine Beschuldigung, die ihnen öfter gemacht, als erwiesen worden ist. — Genug, daß sich die Unmöglichkeit des Gedeihens der Wissenschaften aus der Natur der Klosterverfassungen ergiebt. Wie kann ein Mönch, dem gleich bey seinem Eintritt in den Orden das Selbstdenken zur Sünde,

und die Verläugnung seines besseren Willens zur Pflicht gemacht wird, der in dem grösten Geisteszwang erzogen, und von strengen Asceten — seinen einzigen ersten Wegweisern — gelehrt wird, durch beständiges Abstumpfen seines Verstandes, und gänzliche Verachtung alles irdischen Wissens seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, der in einer Lage lebt, die sich mit seinem Denk- und Empfindungsvermögen so wenig verträgt, der, wenn sein Geist was immer für eine Wahrheit verfolgt, alle Augenblicke Gefahr läuft, mit dem nächsten Schluß, den er daraus zieht, gegen ein Gelübde, eine Regel, oder eine Ordensmeinung anzustoßen, der endlich, wenn er es auch wagt, sich aufzuklären, von seinen Mitbrüdern gehasset, verfolgt, und als ein Geistes-Apostat angesehen wird, wie kann so ein Mann Muth und Thätigkeit genug behalten, das ganze weite Gebiet des menschlichen Wissens zu umfassen, und seinen Geist unaufgehalten über alle Zweige desselben zu verbreiten? All dieß zusammengenommen, ist meines Erachtens hinreichend, sich die Unbrauchbarkeit der Mönche zu vielen Zweigen der Gelehrsamkeit zu erklären,

und den Grund anzugeben, warum die Sprossen der meisten Wissenschaften in ihren Händen entweder welken, oder verkrümmt und verbogen werden mußten, ohne daß man nöthig hat, zu einer Beschuldigung von vorsetzlicher Absicht seine Zuflucht zu nehmen, die vielleicht ihrem Herzen zu viel Schande, und ihrem Kopfe zu viel Ehre machen würde. Genug, daß weder die eine, noch die andere Ursache in Zukunft mehr Statt haben wird, und daß die überedas Mönchswesen ergangenen Verordnungen berits ihre wohlthätigen Wirkungen äußern, und manchen fähigen Kopf, dem sonst vor allem irdischen Wissen graute, veranlassen, sich nun auch mit der in Klöstern sonst so sehr verabscheuten sapientia terrena und prudentia carnis abzugeben, um sich auch durch solche Kenntnisse in Rücksicht seiner künftigen ungewissen Bestimmung sicher zu stellen.

Die erweiterte Censurfreyheit, und das dadurch dem Widerspruche, und den Meynungen der Schriftsteller eröffnete Feld versprach der allgemeinen Aufklärung eine nicht minder gesegnete Erndte, und vielleicht ist diese zum Besten des

menschlichen Verstandes gemachte Verordnung die erste, die, so neu sie noch ist, schon wirkliche Früchte aufzuweisen hat. Denn außer den sichtbaren, schon oben bemerkten heilsamen Folgen, welche die Kämpfe so vieler eifrigen Gegner zum Besten der Wahrheit mit sich brachten, gibt es noch manche tröstliche Beobachtung, die sich über den Fortgang der allgemeinen Aufklärung machen läßt. Allerdings geht es mit der Zurechtweisung des menschlichen Geistes sehr langsam, und eine durchaus aufgeklärtere Denkungsart läßt sich höchstens erst von der zweyten Generation, wenn unsere itzigen Kinder Väter seyn werden, erwarten. Auch ist es in Bestimmung dieser Sache viel leichter, die zum Fortgang der Aufklärung gegebenen Ursachen und Anlässe herzurechnen, als die Wirkung derselben zu bestimmen. Die entscheidendsten Data, um wie viel heller das Volk über gewisse Gegenstände denke, ließen sich unstreitig aus den Verkaufslisten der Rosenkranzkrämer, Bilderilluminierer und Skapulierhändler, aus den Rechnungen der Wirthe an größeren Wallfahrtsorten, aus den neuen Bruderschaftslisten, und dem täglichen Absatz der wächsernen Opfer und der sogenann-

nannten Kerzelweiber herholen. Indessen gibt es für den aufmerksamen Beobachter noch andere Data, aus welchen er den höheren Grad der Aufklärung so ziemlich richtig berechnen kann. Es gibt unter dem Volke bey besonderen Anlässen und Erscheinungen gewisse Aeußerungen von dem — was ich aura popularis nennen würde, wenn es die römischen Sprachgesetzgeber nicht in einem andern Verstande gebraucht hätten — in denen immer der Grad des allgemeinen Vorurtheiles für gewisse Gegenstände sichtbar wird. Man erinnere sich des Aufsehens und der fast allgemeinen Empörung, welche die Schrift: über die Begräbnisse in bürgerlichen und adelichen Gesellschaften, in Schenken und Koffeehäusern erregte, und halte den unbefremdeten Blick und die Gleichgültigkeit dagegen, mit welcher das Volk itzt ungleich stärkere Doses von Wahrheit als bewährte Hausmittel in sich schlürft, und man wird finden, daß das Volk durch die kleineren Schriften dieser Art zu einer Bekanntschaft mit gewissen Gegenständen gelanget ist, die durch eine Reihe von Jahren kaum zu erwarten war. Das Lesen so vieler Schriften, das vielfältige Raisonniren darüber, mußten,

dasselbe nach und nach mit Ideen vertraut machen, die es sonst gar nicht oder im Vorbeygehen zu denken gewohnt war. Und hätten die Schriftsteller nicht selbst so oft ihr Ziel aus dem Gesichte verloren, hätten sie ihre Begriffe nicht selbst verwirrt, und einer des andern Arbeit vernichtet, so würde die Aufklärung ihr Gebiet noch weiter ausgedehnt, und ihre Macht selbst bis auf Handlungen erstreckt haben. Das Volk würde eingesehen haben, daß man ihm wohl will, daß man ihm nur die Schlacken, nicht das Gold nehmen, und seine Begriffe läutern, nicht umstürzen wolle, daß man ihm nichts nehme, ohne dafür etwas besseres zu geben, und daß der Zweck einer wahren Aufklärung nur darin bestehe, das eigne Wohl des Bürgers mit seinen Pflichten gegen Gott und den Staat in das engste und genaueste Verhältniß zu bringen.

Möchten doch alle, die sich berufen glauben, an der allgemeinen Aufklärung zu arbeiten, dieß beherzigen, möchten doch die hartnäckigen Zeloten und die zu hitzigen Neuerer den Mittelweg nicht verkennen, auf welchem die Wahrheit einhergeht, möchten sie doch ihre Geisteskräfte nicht an unnützem Privat-

gezänke versplittern, möchten doch die Schriftsteller unseres Landes ihre Mitbürger die Vortheile kennen und benützen lehren, welche ihnen die weisen Verordnungen ihres Monarchen bereiten, möchten doch alle, denen die Natur ein höheres Erkenntnißvermögen gab, mit vereinigten Kräften an dem Werke einer wahren Aufklärung arbeiten, und bedenken, was für ein großer, seelenerhebender Gedanke das sey, der Wohlthäter eines Volkes und ganzer Generationen von Menschenaltern zu werden!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Krausba
chbinderei
Straßlach
str. 9, Tel. 08170/3

Blumauer, Alois, 1755-1798

Aloys Blumauer's sämmtliche Werke

Bd.: 8

Wien 1809

P.o.germ. 2020 a-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128955-0